

Textliste Die unterbrochene Spur**Inhaltsverzeichnis**

	Seite	Schlüssel	Sequenz	Start
R.1	1	PRL	Prolog /Büren 1	00:08:00
	2	SAH	In den Akten lesen	02:59:00
	5	ERI	Erismannhof	06:57:00
	-	STR	Straßen, Häuser (ohne Text)	08:45:00
	6	NUS	Paul Nusch0	09:46:00
	10	ARB	Arbeiten, Wohnen	18:40:00
	12	DRS	Drucksachen	21:20:00
R.2	15	RHN	Karl Rhein, aus Weil...	00:08:00
	16	KEH	Robert Kehrl...	03:57:00
	19	SAM	Sammeln	08:45:00
	21	WOL	»Lene« – Lore Wolf...	10:47:00
	24	TRN	Tarnschriften	16:43:00
	25	ZUR	Stützpunkte/Zurlindenstraße	18:45:00
R.3	29	URE	Berta Urech, Quartier...	00:08:00
	32	NZG	Nacht	06:24:00
	36	FOR	Fortifikation	12:42:00
	38	BÜR 2	Büren an der Aare	16:36:00
	39	ARL	Die Spur	20:43:00
R.4	40	BEC	Das Denkmal	00:08:00
	44	CJS	Ciné-Journal Suisse	10:04:00
	47	LKW	Interniert	15:23:00
	50	ROD	Gerda Neuwirth	18:55:00
R.5	54	GOR	Gordola	00:08:00
	56	GSB	Passagen über den Gd-St-Bd.	02:25:00
	58	GEN	Panetteria Gentina, Muralto	05:32:00
	60	VAI	»Il cinese«	08:41:00
R.6	65	BAC	»Franco Svizzero«	00:08:00
	68	ANT	»La mamma...«, G.Antognini	08:53:00
	73	FUN	Funde	17:26:00
	77		italienische Texte	

reine Spieldauer: R. 1/2 = 51,9 Min. – R.3/4 = 48,5 Min. – R.5/6 = 43,7 Min.
 Programmlänge 1642,7 m

gesamte Spieldauer = 144,1 Min. bei 25 B/s

Die unterbrochene Spur

Antifaschisten in der Schweiz 1933 – 1945

Ein Film von Mathias Knauer

Produktion Filmkollektiv Zürich AG

Kamera Rob Gnant

Ton Andreas Litmanowitsch

Schnitt Mathias Knauer, Hannelore Künzi

Recherchen Mathias Knauer, Michele Morach, Jacques Schwarzstein .

Regieassistentin Stefania Quadri

Produktionsleitung /Aufnahmeleitung

Jürgen L. Karg, Rob Gnant, Urs Graf

Mitarbeit Michael Galli, Barni Lehner, Benjamin Lehmann, Walter Brehm

Werner Santschi, Florian Eidenbenz, Roger Bonnot, Uta Lenzlinger

Sprecher Michael Mrakitsch, Nando Sciarrone, Stefania Quadri

Musik Roland Moser, Der Chor von Kultur und Volk Zürich

Tonstudio Filmkollektiv, Sonor

Mischung Peter Begert

Lichtbestimmung: Johannes Anders

Labor Cinégram AG Zürich

Wir danken für ihre Mitwirkung Paul Nusch, Homberg (Ohm) Ernst Bärtschi, Kreuzlingen/ Karl Rhein, Basel . Paula Moser-Kehrli, Münchenstein Lore Wolf, Frankfurt a. M. / Martha Berner, Zürich Berta Urech, Zürich/ Gerda Rodel, Arbon Rita Gentina, Losone / Alessandro Vaia, Milano Silvio Baccala, Gerra Gabriella Antognini, Locarno

und den über 150 Personen, die uns bereitwillig Auskunft gegeben oder durch ihre Hilfe zum Gelingen des Filmes beigetragen haben.

Wir danken für die Hilfe

Schweizerisches Arbeiterhilfswerk – Schweizerisches Sozialarchiv

Studienbibliothek zur Geschichte der Arbeiterbewegung

Dokumentationsarchiv des deutschen Widerstandes – Istituto Comasco per la storia del movimento di liberazione – Bundesamt für Genie und Festungen

Archives du Ciné Journal Suisse – Schweizerische Bundesbahnen

Produktionsbeiträge

Eidgenössisches Departement des Innern Hessischer Rundfunk Evang.-ref.
Landeskirche des Kantons Bern Landeszentrale für politische Bildung
Düsseldorf Erziehungsdirektion des Kantons Bern Migros-Genossenschafts-
Bund Verband des Personals der öffentlichen Dienste Schweizerisches
Arbeiterhilfswerk Filmkollektiv Zürich

[Prolog]

In der Schule haben wir gehört: die Schweiz, unser Land – Asylland der
Verfolgten. Die steckbrieflich Gesuchten der bürgerlichen Revolution. Wir
lesen Bücher, auf unserem Boden für Deutschland gedruckt und heimlich ins
Land geschafft. Aber nicht alles haben wir erfahren.

Es fiel mir ein Buch in die Hände, das mich beschämt hat. Ich las von den
Ausweisungen verfolgter Antifaschisten; von der Unterdrückung ihrer
Widerstandsarbeit im Namen der Neutralität, der Doktrin des
Opportunismus, der aber das Land verdankt, dass es vom Krieg unmittelbar
verschont geblieben ist.

Nichts wusste ich davon. Aber als ich von jenem schlimmsten Interniertenlager
in Büren an der Aare hörte, wo manchmal bis zu 5000 Zivil- und militärisch
Internierte saßen, erschrak ich.

Es fiel mir der Platz ein, eine Fahrrad-Viertelstunde vom Haus entfernt, wo ich
aufgewachsen bin; der Platz, wo wir ahnungslos Pfadfinder gespielt hatten; das
Häftli; sumpfiges Naturschutzland; der tote Aare-Arm, der das ganze Gebiet
mit Wasser umgibt; der Vogelbeobachtungsturm; die Mückenplage...

Nie zuvor hatte ich von den Lagern gehört.

Wir hatten den Faschismus zwar nicht zu begreifen, aber doch zu verabscheuen
gelernt, und ich wäre nie auf den Gedanken gekommen, es könnten jene, die
auf unserem Boden den Faschismus zu bekämpfen wagten, auch bei uns in
Lagern konzentriert worden sein: hinter Stacheldraht und von Hunden
bewacht, so nah wie in Büren und zugleich so fern: abgeschirmt, verdrängt,
dass heute jede Spur getilgt scheint.

Ich fing an, zu forschen.

[SAH ¹]

Bruno Schönlink, Schriftsteller.

1 Archiv Schweizerisches Arbeiter-Hilfswerk

Teilweise arbeitsdiensttauglich.

Einweisungsverfügung, Dispensationsverfügung.

Sie erhalten Gutscheine zum Kauf von Fleischwaren; für ein Paar braune Halbschuhe Größe 42. Eine Hose ändern, einen Anzug wenden. Die Toleranzbewilligung ist alle drei Monate unter Vorsprache bei der Fremdenpolizei erneuern zu lassen. Emigrantennummer, Fremdenpolizeinummer, Zentralleitungsnummer.

Karl Rathe. Referenzen zuverlässiger Genossen für die politische Arbeit und Gefährdung vor der Flucht. Briefe aus dem Auffanglager Büren geschmuggelt: Bitte ans Hilfswerk, sich für die Anerkennung als politischer Flüchtling einzusetzen, da sonst die Ausweisung droht. Bitten, die zurückgebliebenen Angehörigen zu verständigen; sich für Lagerbefreiung einzusetzen; ein Buch zu beschaffen.

Nusch Paul, aus Offenbach am Main. Geboren 1899. Elektromeister, Sozialdemokrat. Vor der Flucht Hersteller der illegalen Zeitschrift «Der Funke». Entzieht sich drohender Verhaftung und kommt 1936 in die Schweiz. In den Akten lesen wir: Frau und Kind gelingt später ebenfalls die Flucht in die Schweiz. Die Familie lebt bis 1946 in St.Gallen, Brauerstrasse 35. Verbindung zur Widerstandsgruppe der deutschen Emigration in St.Gallen: zu Schöttle, Döring, Müller, Schmidt.

In Paul Nuschs Akte lesen wir: Arbeitsverbot; die Familie lebt von der Unterstützung durch das Arbeiterhilfswerk, 100 Franken im Monat. 1940 Einweisung in ein Arbeitslager, zusammen mit seinem Sohn, der keine Lehre machen darf. Medizinisch dispensiert. Leitet Kinderkolonien des Arbeiterhilfswerks auf dem Hasliberg. 1946 Rückkehr nach Deutschland, Leiter des Offenbacher Altersheims.

In Paul Nuschs Akte lesen wir: Fortwährend Suche nach « einer legalen Arbeit. Suche nach einem Emigrationsland in Amerika, das Asyl geboten hätte; nach einem Affidavit für die USA; einem Visum für Mexiko. Gesuche um Beiträge des Hilfswerks: für ein Paar Kinderschuhe, für eine Zahnreparatur.

Wir lesen: «Ich bin am 19.Mai von Konstanz über die Schweizer Grenze nach Kreuzlingen gekommen; von dort zu Fuß nach Arbon zu unserem früheren Gewerkschaftssekretär Peter Fischer.

Es ist mir gelungen, bei einer Arboner Genossenfamilie an der Badgasse ein vorläufiges Unterkommen zu erhalten.»

Erismannhof

Ein alter Arbeiter erzählt mir von einer Familie im Zürcher Erismannhof, die sehr kinderreich war, aber immer noch Platz fand, einen Emigranten zu beherbergen. Der habe mit dem jüngsten Kind das Zimmer geteilt und das sei ganz gut gegangen.

Ich bin 1942 geboren, im Jahr der ärgsten Greuel der schweizerischen Flüchtlingspolitik; wir hatten ein Haus mit Garten – aber ich habe später nie davon gehört, dass meine Familie einen Flüchtling beherbergt hätte.

Ich beginne, das Verdrängte und Verschüttete aufzuspüren – in meiner eigenen, in unserer gemeinsamen Geschichte.

Wo haben sie gewohnt, die von den Nazispitzeln und der Polizei Gesuchten, wo haben sie die Flugblätter geschrieben, gedruckt; die Koffer mit den doppelten Böden gepackt; wo die Illegalen versteckt? Wer hat sie beherbergt die Flüchtlinge, die Spanienkämpfer, die Männer und Frauen des Widerstands im Exil?

1933, 1936, 1939? 1941, 1944?

Ich lese Festschriften für Helfer, die kraft ihres Amtes mutig sein durften. Immer wieder die selben Namen: Pfarrer Vogt, Gertrud Kurz, Regina Kägi, Regina Boritzer, Hans Oprecht – unfreiwillige Mitvollstrecker einer Politik, die offiziell hart sein musste, aber umgekehrt die Not, wo ihr Anblick störte, privat lindern ließ, um nicht Anspruch und Wirklichkeit des schweizerischen Gutdenkens in den krassesten Widerspruch treten zu lassen.

Straßen, Häuser

Wie aber sah die Wirklichkeit aus: der Alltag des Volkes, das keine Memoiren schrieb?

[Sequenz ohne Text]

Paul Nusch

Sprecher

Nach langem Suchen habe ich Paul Nuschs Adresse gefunden. Er lebt heute zurückgezogen in einem kleinen Dorf in der Nähe von Marburg. Im Sommer 1980 haben wir uns mit ihm in St. Gallen getroffen.

Paul Nusch

Zur Zeit des Machtantritts Adolf Hitlers war ich am städtischen Elektrizitätswerk beschäftigt. Ich war Mitglied des Betriebsrates und in der Sozialdemokratischen Partei; die Nazis besetzten das Städtische Elektrizitätswerk und entließen alle, die ihnen nicht genehm waren, in erster Linie Sozialdemokraten, und ich im Betriebsrat.

Ich hatte Beziehungen zu Anton Döring. Anton Döring war Vorsitzender des Gewerkschaftskartells in Frankfurt; er musste flüchten in die Schweiz, weil er ein Waffenlager angelegt hatte zur Verteidigung des Gewerkschaftshauses; das wurde den Nazis verraten. Da ich gute Beziehungen zur Schweiz hatte, hab ich die Gelegenheit benutzt, ihn in der Schweiz zu besuchen, und zwar in Kreuzlingen. In der Unterhaltung über «was tun wir nun?» machte ich den Vorschlag, seht doch mal zu, ob ihr nicht Filme herstellen könnt, die ihr mir zuschickt; ich versuche einen Vergrößerungsapparat zu basteln; dann würde dieses illegale Material verbreiten.

Einen Vergrößerungsapparat zu kaufen war zu gefährlich; ich suchte mir eine Zeitschrift, welche die Beschreibung brachte, wie ein solcher Apparat funktioniert und wie er hergestellt werden musste, und dieses Stück hier, dieser Kondenser, das ist noch das einzige Überbleibsel von meiner illegalen Tätigkeit.

[MK off:]

Das ist jetzt also der Film, den wir vor kurzem gedreht haben, in Offenbach. Das Haus an der Bettinastraße...

Paul Nusch: Jawohl. – Die Vergrößerungsapparatur konnte ich natürlich nicht in der Wohnung einrichten; ich benutzte dazu den Klo. Das war noch ein ganz einfacher, sogenannter Plumpsklo. Die Herstellung war eine ganz anstrengende Angelegenheit, den um ein Exemplar des «Funken»herzustellen, benötigte ich ja 15 Blätter. Es war keine einfache Tätigkeit. Wenn jemand kam, musste ich unterbrechen, denn es war kein Fenstern sondern es war nur ein Maschendraht – jeder konnte erkennen, da drin da geschieht doch etwas.

Die Filme wurden mir zugeschickt in einem kleinen Teddybär; da stak der Film drin. Den größten Teil vertrieb ich, indem ich per Rad nach Darmstadt, Wiesbaden, Hanau und Friedberg fuhr: der «Funke» wurde ausgetauscht, und damit war für mich die Sache erledigt; ich trat wieder die Heimfahrt an.

Ja, wie ich geflüchtet bin und warum ich geflüchtet bin, das ist ganz schnell und kurz erzählt. Das ist im Mai 1936 gewesen, da ist ein Bekannter zu mir gekommen und hat gesagt, da sind wieder Leute, dieser und jener verhaftet

worden. Das ist für mich das Zeichen gewesen, dass ich nicht mehr sicher bin, da ich der Hersteller der illegalen Schriften und Verteiler war. Also ich sagte zu meiner Frau, ich will Dir etwas sagen: ich gehe in das Gartenhäuschen zu meinem Bruder und schlafe mal die nächste Zeit da. Doch schon am nächsten Morgen kam meine Schwester und teilte mit: meine Frau ist verhaftet, und: Mach, das du fortkommst. Ich habe mich sofort per Velo nach Frankfurt begeben, bin nach Konstanz gefahren und mir wurde eine Genossin in Konstanz empfohlen, bei der musst du dich melden, und die hat dann alles so in Ordnung gebracht, dass ich am nächsten Morgen mit dem Boot über den Bodensee in die Schweiz hinein gerudert werden bin.

Das ist jetzt der Ernst Bärtschi, der mich über die Grenze in die Schweiz gebracht hat.

Bärtschi: Ja, und ich bin Metallarbeiter und bin von Kindheit aus schon in der Bewegung; und hab da ein Weilchen mitgemacht, richtig, weil der Vater ja auch dabei gewesen ist; und dann ist so langsam die Bache gekommen wegen der Nazis, nicht, als die flüchten mussten, die ersten Emigranten zu uns kamen, da sind zwei zu uns gekommen, und dann, vom März, April 35 an bin ich hin und her gereist für die Männer.

Bis die Sache gekommen ist mit dem Paul, mit meinem Kollegen da, als ich ihn holen musste. Ich sagte: ja gut, ich gehe auf den See – wens nicht über die Grenze geht: die haben mich immer gefragt, ob ich ... Nein, ich muss über den See, weil überall SS steht! Da fahre ich einfach über den See mit dem Faltboot; und bin durch gefahren, ums Eck 'rum, und habe ihn aufgefischt und mit heim genommen. Er war ja nicht der einzige nachher, es kamen ja noch mehr. In der Zwischenzeit haben ich dann die Essenskännchen mitgenommen – wir sagten eine «Butelle», nicht –; die habe ich hinübergebracht, und zwischendrin waren Flugschriften und Briefchen auch, für die da draußen. Und die Filme, die er geschickt hat, habe ich auch über die Grenze gebracht, in der Tasche, ganz gewöhnlich, als Buezer.²

Bärtschi: Siehst Du! Da, da ist der Weg, da geht's rum, da ist jetzt die Ecke, wo ich dich rausgeholt hab', da ist die Ecke; da hab ich beobachtet, und dann bin ich ganz langsam, bis zum Blinklicht, nicht, und bin dann langsam über den See.

Nusch: Bin ich ein guter! Ruderer gewesen?

Bärtschi: In der Angst macht man viel gut!

Nusch: Nicht umsonst habe ich Blasen an den Händen gehabt!

2 Arbeiter

Bärtschi: Ich habe das verstanden, dass du Blasen hast nachher. Das ist ein schöner, schwerer Strich; und dann die Angst im Genick...

Nusch: Also schwimmen hätte ich können...

Bärtschi: Ja, ja – aber gegen einen Genickschuss hättest Du nichts machen können!

Nusch: Genickschuss... Genickschuss... Du kennst Dich aus...

Bärtschi: Und später musste ich einen anderen holen; da kam der Fleig mit im Mai 1938, und da bin ich rüber mit ihm und habe ihm gesagt: Du: darfst nicht stehenbleiben; laufen, zirkulieren! Nein! Da wollte ich ihn holen... und wie ich drüben gewesen bin, da kam die Gestapo und hat mich und ihn mitgenommen. Und dann bin ich nach Frankfurt gekommen am gleichen Tag. Ständig in Einzelhaft. Wurde zu 13 Jahren Zuchthaus verurteilt in Berlin vom obersten Volksgerichtshof.

Bin wieder entlassen werden am 8. Mai 1945 und bin durch die Amerikaner nach Hause gebracht worden. Und die Schweizer haben mich schön sitzen lassen, nur die Deutschen haben eine Entschädigung bezahlt, aber die Schweizer nicht.

Das ist alles. Und geschädigt bin ich sowieso, durch die lange Haft, schwer krank.

Arbeiten, Wohnen

Nicht alle politisch Verfolgten sind in der Schweiz gleich willkommen. Für prominente Politiker gelten andere Gesetze als für den Landtagsabgeordneten der KPD oder den sozialdemokratischen Betriebsrat. Thomas Mann lässt sich 1935 hier in Küsnacht nieder und es soll ihm Bundesrat Motta zum Willkomm telegraphiert haben; freiwillig übersiedelt er 1938 in die USA.

Anders der Schriftsteller Erich Weinert. Ihm verweigern die Bundesbehörden 1933 eine Verlängerung der Ausreisefrist um 14 Tage; Weinert wird ausgewiesen.

Oder Hans Marchwitza, der das Land verlassen muss, weil er sich nicht scheut, sich einen revolutionären Schriftsteller zu nennen: fast ein Jahr hatte er in Zürich im architektonisch berühmten Neubühl gewohnt.

In der 1953 erbauten Genossenschaftssiedlung stehen während der Krise und Arbeitslosigkeit regelmäßig Wohnungen leer; in einigen lässt man Emigranten mit legalen Status günstig wohnen: den späteren bayerischen Ministerpräsidenten Wilhelm Hoegner, die Schriftsteller Schönlank, Zerfaß,

Kleineibst; auch ab und zu Illegale wie die Berliner Ärztin Käthe Frankenthal – ein Privileg um den Preis, sich politischer Widerstandstätigkeit für Italien oder Deutschland zu enthalten. Aber auch derlei Privilegien haben ihre Grenzen, Erstes Prinzip der Emigrantenpolitik ist, neben den Gefälligkeiten für Hitler, die Abwehr der Überfremdung. Für Emigranten besteht ein Verbot jeglicher Arbeit, unterstützt noch von den Gewerkschaften, die ihre Arbeitsplätze bedroht sehen.

Das trifft nicht ein paar Reeder, Banquiers oder Industrielle; es trifft den Mittellosen, der nur mit Schwarzarbeit überlebt. Glückliche wer schreiben kann oder übersetzen, gedeckt von Verlegern und Redaktoren, etwa von der in die Schweiz emigrierten Büchergilde Gutenberg.

Man schreibt unter Pseudonym:

Der aus Dachau in die Schweiz geflohene Julius Zerfaß. Der Journalist Rudolf Kleineibst als Mathias Merker, Florian Fechter oder Klaus Bühler.

Alexander Emmerich als Edgar Alexander. Der Politiker Otto Leichter als Pertinax, der Staatswissenschaftler Adolf Sturmthal als Helveticus, Otto Friedländer als Otto Friedrich; Eduard Schmidt zuerst als Edi Brent, später als Eduard Claudius.

Drucksachen

Schriften gegen den Naziterror. Berichte aus Deutschland, für Deutschland. Verbotene Information im Reich; unerwünscht in der von Hitler bedrängten Schweiz.

Das Braunbuch: Dokumentation über den Reichstagsbrand und über die Verfolgung der Hitlergegner, herausgebracht von Münzenberg in Paris, später auch in der Basler Universums-Bücherei.

Hunderte werden über die Grenzen nach Deutschland gebracht: von Reisenden, von Literaturtransporteuren; zum Teil auch als Miniaturausgabe, getarnt als Reclamheft.

Der ehemalige Redaktor Werner Hirsch, später in der Sowjetunion verschollen, schreibt über seine Zeit in Nazihaft. Im Berliner Columbia-Haus, SS-Gefängnis, wird er nachts bis zu siebzehn mal geweckt; werden Gefangenen Einspritzungen in die Geschlechtsteile mit Kampfer und Salzsäure gemacht. Bei den Verhören werden sie mit Peitsche und Prügeln misshandelt, um sie zum Verrat zu bewegen. Am schlimmsten gefoltert werden die Kommunisten. Im Konzentrationslager Brandenburg wird Hirsch täglich zwei bis drei Mal bis

zur Bewusstlosigkeit geschlagen und hört in seiner Kellerzelle ständig das Geschrei anderer Opfer, die misshandelt werden.

Niemand kann sagen, er hätte nichts davon gewußt— am wenigsten die Behörden, die solche Texte streng überwachten, vielfach beschlagnahmten.

Hefte – zunächst noch legal erschienen; später verboten im Namen der Neutralität – in der Unionsdruckerei am Neumarkt in Zürich zum Beispiel; in Basel an der Brunngasse in der Genossenschafts-Buchdruckerei.

Die Februarkämpfe 1934 in Österreich: ein Hilferuf für die vielen tausend politischen Gefangenen, die von den Truppen der Dollfuß-Regierung ermordet, standgerichtlich erschossen oder gehängt worden sind. Das zerschossne Arbeiterheim im Wiener Stadtteil Ottakring.

Über die Verfolgung der Antifaschisten in Italien; über die Konzentrationslager in Deutschland.

Schritt um Schritt werden in der Schweiz die Gegner des Faschismus bedrängt. 1937 Berufsverbote für Bundesbeamte, die in Organisationen wie der Roten Hilfe mitwirken. 1940 Verbot der Kommunistischen Partei und ihrer Organe. Verbot der in Basel gedruckten Rundschau, eines der wichtigsten Informationsorgane für die Widerstandskämpfer in Deutschland. Verbot der RUNA in Zürich, des Nachrichtendienstes der Dritten Internationale.

Die Zeitschrift der religiös-sozialen Bewegung um Leonhard Ragaz wird 1941 geknebelt wegen ihrer offenen Betrachtungen zur Weltlage.

Nur wenige haben noch Mut, wehren sich gegen die anpasserische Politik des Bundesrats.

Zum Beispiel Pfarrer Vogt. Sein Blättchen geht an über 50'000 Spenderadressen.

Ein Vortrag Karl Barths wird von der Zensur verboten; 6000 Broschüren werden in wenigen Tagen illegal abgesetzt.

Wachsender Druck auf die gesamte Presse, wo sie für Nazis Unliebsames berichtet; Verbote und Vorzensur für die mutigsten Organe der Sozialdemokraten: Berner Tagwacht, Libera Stampa, La Sentinelle, Volksstimme St. Gallen, Thurgauer Arbeiterzeitung – aber auch der katholischen Neuen Zürcher Nachrichten.

Die antifaschistische Presse geht in den Untergrund.

Die Süddeutschen Informationen, später Süddeutsche Volksstimme, von 1936 bis zum Krieg regelmäßig, später unregelmäßig erschienen, mit Perlschrift auf Wachsmatrizen geschrieben und hektografiert auf «Bibeldruckpapier», 300 bis 500 Exemplare, jedes Blatt von Hand einzeln eingelegt – einige verkauft in der Schweiz unter Sympathisanten, die meisten über die Grenzen nach Süddeutschland geschafft.

Karl Rhein

beginnt im off (Schwenk)

Also das ist das Riehemer Zollhaus, also Riehen-Weil, im Dialekt Wyl und Rieche; und das ist der Weg – Fußweg und Veloweg nach Lörrach-Stetten. Und da muss man immer am Schweizer Zöllner vorbei und oben steht nochmal ein deutscher Zöllner. Und da hat man eben Papier getragen also Informationsmaterial. Es ist vor allen Dingen KPD-Material gewesen, und zwar nicht nur das Nationale, sondern internationale Information, damit das deutsche Volk nicht nur die einseitige, nationalsozialistische Information gekriegt hat.

Fahrt an der Wiese

Also ist man da durch die Wiese (Grenzfluß) durch; wenn möglich beim normalen Wasserstand; man ist aber durch bis zu 80 cm, höher ist es nicht gegangen, da hat es einen weggeschwemmt.

Und Material hat man getragen bis zu 60 kg, links und rechts.

Und einmal bin ich eines nachts da unter einer Tanne gelegen, da kam ein Schweizer Zöllner an mir vorbei und hat gesagt: Liegenbleiben, nicht hinausgehen! Also, das ist für mich ein Warnzeichen gewesen, dass man noch einmal liegenbleiben muss, im Minimum eine Viertelstunde bis eine halbe Stunde, und dann bin ich erst weiter und durch das Wiesen-Feld durch, immer wieder Station gemacht, bis ich am Eingangspunkt gewesen bin.

off

Da oben sieht man die Schranke, und da ist ein Waschhaus gestanden für die Alt-Weiler Waschfrauen, bevor es eine Waschmaschine gab, und da drin sind immer die Grünspechte, die deutschen Zöllner gehockt, da hat man also nicht durchgehen können. Obwohl man den Mühlbach ein Stück weit benutzen konnte – im Bachbett drin gehen; aber oben aussteigen, zum Bachbett aussteigen, das war ein ganz schwieriger Punkt.

Der Zaun kam erst 1939 mit Kriegsbeginn, 3 Meter tief und 5 Meter hoch, alles Stacheldraht. Im Stacheldraht drin waren Glöcklein angebracht, so dass es, wenn man da irgendwie drankam oder gerüttelt hat, auf eine weite Strecke geläutet hat.

Und da hat man ja dann auch andere Wege gefunden: man hat die Bahn gewählt, das Schiff auf dem Rhein, den Frachter, wo man das Material noch im größeren Stil hat transportieren können.

Paula Moser-Kehrli

Robert Kehrli, 6 Jahre Zuchthaus wegen Transports illegaler Literatur.

off: Fotoalbum

Mein Vater war immer aktiv, auch im Generalstreik hat er mitgemacht. Da ist mein Vater sehr jung; da ist er in der Jungburschenbewegung, 23 oder 24.

Sein Bruder ist invalid; da hat er mit der Zeit einen Wagen bekommen und in dem Wagen hat ihn der Vater jeweils über die Grenze genommen und hat die Flugblätter in dem Wagen versteckt.

Unser Schrebergarten ist in der Grenzacherstraße, 4-500 Meter von der Grenze entfernt – da draußen ist viel Material gelegen: Broschüren, Flugblätter, alles illegale Zeitungen: und man hat das dann in den Wagen meines Onkels gepackt, in den Invalidenwagen. Und neben dem Misthaufen hat man dann jeweils wieder etwas verbrannt, wenn es geheißen hat: die Polizei kommt, man muss es verschwinden lassen – da hat man zu Hause das mitgenommen und sehr rasch hat das gehen müssen, die Leute ringsherum haben nichts wissen dürfen.

Und Mama und ich waren unruhig; die Mama hat mir immer gesagt: weißt Du, Päuli, wir müssen stark sein; wir dürfen nie etwas sagen, wenn jemand kommt; und wenn etwas ist, dann ist der Papa über die Grenze.

Es war der 4. Dezember 34 gewesen, da sind sie miteinander hinüber, und wir haben das auch wieder gewußt, meine Mama und ich; und – in einer Angst waren wir eigentlich, irgendwie hatten wir ein Gespür, das könnte doch mal passieren –, und dann hat man sie dort geschnappt an der Grenze.

Nach dem Hörensagen ist es so passiert: Über die Schweizer Grenze kamen sie sehr gut; und dann beim Deutschen drüben hat man sie geheißen, sie sollen das Zeug hervormachen. Und der Papa hat sich dann gewehrt für den Onkel, und der deutsche Grenzer hat ihn dann umgeworfen im Wagen und das Zeug

ist rausgefallen, und der Papa konnte dem Onkel nur noch einen Stoß geben, über die Grenze ein Stück, und der Schweizer Zöllner hat ihn hineinziehen können; aber den Vater haben sie verhaftet, das heißt sie haben ihn an den Boden geworfen und ihm den Revolver auf die Brust gehalten.

Briefe, off

Vater kam in Untersuchungshaft in Lörrach und dann nach Berlin, und dann hat man ihn im April 1935 zu 5 Jahren Zuchthaus verurteilt; dann ist er nach Dachau gekommen und dann nach Ludwigsburg – und dort ist er eigentlich bis am Schluss geblieben.

In der Schule, als sie es erfahren haben, dass mein Vater im Gefängnis ist, da habe ich dann furchtbare Schwierigkeiten gehabt. Die Kinder haben mir einfach Zuchthäuslerin nachgerufen und «Kommunistensau»... Meine Mama hat sich nicht zu wehren getraut, weil sie Angst davor hatte, sie käme auch noch in den Ruf. Es war eine schlimme Zeit. Und wegen des Zahlens... ich meine: wir hatten kein Geld; Mama musste waschen und putzen gehen.

Und dennoch hatten wir immer wieder Emigranten bei uns; wir sind eigentlich glücklich gewesen, dass die Leute immer noch den Weg zu uns gefunden haben – obwohl sie wussten, wir hatten kein Geld, aber sie haben immer noch einen Kaffee, ein Brot bekommen, was wir eben hatten.

Dem Bundesrat oder dem Eidg. Politischen Departement haben wir jeweils Gnadengesuche gesandt; die hätten sich für meinen Vater einsetzen sollen, dass er vorzeitig entlassen würde, weil er krank geworden ist im Gefängnis. Aber wir haben immer abschlägige Antworten bekommen, oder sie haben geschrieben: es ist jetzt noch verfrüht. Sie haben uns gar nie geholfen.

off (Garten)

Der Schweizer Regierung war das natürlich sehr peinlich, dass es Antifaschisten gibt, die im Deutschen inhaftiert sind; die für die Antifaschisten in Deutschland etwas unternommen haben, ihnen geholfen haben. Der Vater hat genau gewußt: wenn der Faschismus aufkommt, der Hitler, dann sind wir alle verloren. Er hat gewusst, was Faschismus heißt: Tod oder Leben, nicht. Und die Schweiz hat ihn ja einfach links liegen lassen nachher: es war einfach passé, was die Leute gemacht haben, nicht. Von der Schweiz aus haben wir nie eine Anerkennung erhalten, gar nie.

Sammeln

1936 – Bürgerkrieg in Spanien. Gründung des Schweizerischen Arbeiterhilfswerks und der Centrale Sanitaire Suisse. Es ist Schweizern verboten, die rechtmäßige spanische Regierung gegen die Faschisten zu verteidigen. Nur medizinische und Hilfe für die Zivilbevölkerung ist erlaubt.

Patenschaften für die Waisen der spanischen Freiheitskämpfer.

Die über 300 Schweizer, die in Spanien kämpfen, reisten heimlich aus und werden nach ihrer Rückkehr zu Gefängnisstrafen verurteilt. Andere sitzen im Gefängnis, weil sie für die Internationalen Brigaden Freiwillige geworben oder sich an der Durchschleusung österreichischer, tschechischer, russischer Freiwilliger durch die Schweiz beteiligt haben.

Sammeln für die Rote Hilfe – 10 Rappen im Monat, für eine Marke, die man in ein Büchlein einklebt.

Sammeln – etwa in Schaffhausen: Stemmler, Freidenker, Pelzgeschäft an der Vorgasse: 10 Franken; Furrer Frieda, Repfergasse: 2 Franken –

Sammeln zum Beispiel an der Webergasse:

Rothenbühler, Milchhändler, Webergasse 41 (2 Franken);

Gasser Marie, Frau des in Spanien kämpfenden Alphons Gasser, Webergasse 35 (2 Franken);

Ferri, Schuhmacher, Webergasse 28 (1 Franken);

Erismann, Webergasse 12 (1 Franken);

Hohl Jakob, Schreiner (1 Franken).

Volkart, Albiker, Haberstich, Berg-Lanz, Vögelin, Leist ...

Schaffhauser Frauen stricken für Spanien: man darf keine Handschuhe mit einem Zeigefinger stricken, sogenannte Schießhandschuhe, weil diese von den Schweizer Grenzbehörden als Kriegsmaterial beschlagnahmt würden.

Lore Wolf

«Lene», Lore Wolf aus Frankfurt, illegal für die Rote Hilfe Deutschlands in der Schweiz.

Travelling Bertastraße

Im Sommer 1956 kam ich hierher nach Zürich; in Deutschland war eine junge Frau, Lieselotte Hermann, Studentin, Mutter eines dreijährigen Kindes, zum Tode verurteilt worden. Es war die erste Frau. Und nun wurde von der Roten Hilfe eine weltweite Kampagne gestartet zur Rettung dieser jungen Mutter und ihrer zum Tode verurteilten Genossen – fünf Mann waren das. Und ich hatte

hier die Aufgabe, die Schweizer Bürgerschaft zu unterrichten von dem Geschehen in Deutschland, von den Greuelthaten und so weiter, und sie um ihre Mithilfe zu bitten, diese junge Mutter zu retten und den Kampf in Deutschland zu unterstützen.

Hier habe ich 1937 bei einer Familie Thommen gewohnt; diese Familie hat mich illegal beherbergt, und die war sehr gut zu mir, hat mir viel geholfen. Da hatte ich auch meine Schreibmaschine stehen, auf der habe ich dann Wachsplatten geschrieben mit Bittschriften an die Schweizer Bevölkerung, mit Aufrufen – und es gingen viele Spenden ein, auch aus bürgerlichen Kreisen, aus reichen Kreisen, möchte ich sagen; so dass wir manchmal 2000 Mark nach Deutschland schicken konnten, illegal nicht, und das natürlich viel geholfen hat, auch für die illegale Arbeit dort.

Das Wohnen hier – die Leute hatten ja da was auf sich genommen, dass sie einen untergebracht haben, der keine Genehmigung gehabt hat; aber ich muss sagen: bei den Familien, wo ich gewohnt habe, die waren immer in Ordnung. Und hier in diesem Quartier, in diesem Arbeiterquartier, da hatten wir Essstellen, und zwar zum Mittagessen und zum Abendessen, jeden Tag irgendwo anders, und die Leute haben sich viel Mühe gegeben. Und ohne diese Solidarität wären wohl wenige von uns noch am Leben. Denn wir hatten ja hier keine Daseinsberechtigung.

Das ist jetzt der Idaplatz, Nummer 9. Wie die Familie hieß – ich weiß es nicht mehr...

off

Da waren besonders drei Familien, die sehr sehr solidarisch waren; wir konnten da unsere Materialien unterstellen, wenn wir zum Beispiel Flugblätter abgezogen haben, und die Flugblätter wurden von diesen Familien auch verteilt. Und da war noch die Familie Berner – immer hat diese Familie ihr äußerstes getan, um uns zu helfen.

Martha Berner

Ja, in dieser Stube ist die Lene verhaftet werden. Die Detektive haben geläutet und ich – sie hat mir noch gesagt: Marthel, mei Tasch! Und ich habe die Tasche rasch verschwinden lassen, und die Detektive sind gekommen und haben gefragt: haben sie Besuch? Habe ich gesagt: ja. Und dann ist es soweit gewesen – sie haben dann zur Lore gesagt: haben Sie eine Tasche, und sie hat gesagt: nee.

Da haben sie sie mitgenommen – ich höre noch jetzt, wie sie sagte: «ich verweigere jede Aussage!». Da haben sie sie mitgenommen.

Lore Wolf

Ja, es ist auch für mich ein sonderbares Gefühl hier in diesem Zimmer zu sitzen, wo das damals begann; ich konnte ja vorher nicht mehr zu dir kommen, denn du hattest eine Warnung erhalten, und da musste ich mir ein anderes Quartier suchen, eine andere Essstelle ... Aber ich konnte nicht anders, wie ich gelesen habe, dass Du einen Jungen gekriegt hast, da bin ich halt hierher geflitzt und habe Dir Blumen gebracht, und da ist es damals passiert.

Nachdem ich dann einige Zeit in der Kasernenstraße eingesenken war, hat man mich eines Tages aus der Zelle herausgeholt, in einen Personenwagen geladen, und zwei Beamte sind mit mir losgefahren.

Sie haben mir nicht gesagt, wohin die Fahrt geht, und ich hatte furchtbare Angst, sie stellen mich an die deutsche Grenze. Es hat geregnet in Strömen – da hat man mich in einer Waldschneise aus dem Auto herausgeholt, hat mir ein Couvert in die Hand gedrückt, hat mir meine letzten 10 Francs, die ich von Frau Berner hatte, abgenommen. Und in diesem Couvert war die lebenslängliche Ausweisung aus der Schweiz.

Man sagte mir: jetzt gehen sie immer gradaus, da kommen sie nach Belfort, da sind sie in Frankreich. Na ja, es war furchtbar, dieser Übergang nach Frankreich. In Frankreich wurde ich dann beim Einmarsch der Deutschen verhaftet, zu zwölf Jahren Zuchthaus verurteilt, davon habe ich 5 Jahre in entsetzlicher Einzelhaft vollbracht.

Für diesen Leidensweg mache ich die Schweizer Behörden verantwortlich, denn sie hätten mir und meiner Familie ungeheures Leid ersparen können, wenn sie mir nicht eine lebenslängliche Ausweisung verabreicht hätten.

Tarnschriften

Schon seit 1933 ist in Deutschland die gesamte antifaschistische: Presse unterdrückt, viele Druckereien sind beschlagnahmt.

Auf Herstellung und Besitz illegaler Literatur steht Haft, Konzentrationslager oder Tod.

Viele verbotene Schriften werden getarnt: die ersten Seiten sind unverdächtig, dann beginnt, oft ohne Titel, der Text.

Eine Packung Tee lässt sich unverdächtig als Geschenk verschicken – eine Nummer der Schriftenreihe der deutschen Opposition aus Prag.

Die meisten Tarnschriften stammen aus Druckereien in Frankreich und der Tschechoslowakei. Ein bedeutender Teil wird auch von der Basler Genossenschaftsdruckerei hergestellt. Mit der Hilfe von schweizerischen Grenzarbeiterinnen und Transporteuren erhalten vor allem die süddeutschen Gebiete das wertvolle Material.

Eine der wenigen Tarnschriften, die in Zürich hergestellt wurden: am Vervielfältigungsverfahren erkennt man einen Druck der im Untergrund arbeitenden Süddeutschen Volksstimme.

«Die Kunst des Selbstrasierens. Neue Wege männlicher Kosmetik.» – «Kampf und Ziel des revolutionären Sozialismus»; das Programm des Prager Exilvorstands der SPD.

Einige sind im Nonpareille-Satz gedruckt; die meisten fotografisch verkleinert im Offsetverfahren, oder aber es werden Matrizen zentral hergestellt und an die verschiedenen Druckereien rund um Deutschland verteilt.

Stützpunkte: z.B. in der Zurlindenstraße

Travelling/Schwenk

Zürich, Wiedikon.

Wohnung des Architekten Hüttenmoser und seiner Frau, die bei der Zürcher Illustrierten arbeitet; Station vieler Emigranten der KPD-Opposition, die meist über Schaffhausen nach Zürich kommen. Primitives Wohnen, auf Matratzen am Boden.

Im gleichen Stockwerk Marianne Kater, Trotzistin. Verbindungen zu langjährigen Freunden der KPD-Opposition und der SAP: Jacob Walcher, Paul Frölich, Joseph Lang; zu Widerstandsgruppen in Deutschland, Österreich; zu Emigranten in Paris.

Nächtliche Treffs im Coiffeursaloon von Fritz Escher an der Rotwandstraße.

Durchgang für Emigranten der SAP; Beschaffung von Schweizer Pässen für Illegale. Vermittlung von Scheinheiraten zur Legalisierung gefährdeter Flüchtlinge.

Kalkbreitestraße 78, vierter Stock:

Mathis und Berti Margadant, Arbeiter. Die Wohnung ist regelmäßig Quartier

für deutsche und österreichische Emigranten. Während Jahren wohnt hier die Tochter des österreichischen Kommunisten Koplenig.

Der Sohn, damals noch Kind, erzählt uns von der Nachbarsfamilie auf dem gleichen Stockwerk, Bummert, ein Schreiner, Trotzist. Trotz der scharfen politischen Differenzen ist verabredet, dass die Tür des Balkonzimmers immer angelehnt bleibt. Wenn morgens früh die Polizei kommt, steigt der Emigrant über den Balkon in die Nachbarwohnung. Man legt dann das Kind in die Couch des Emigranten, damit die Bettwärme keinen Verdacht weckt.

Zweihundert Meter weiter, an der Wiesendangerstraße: Familie Glaus, Stützpunkt für die Emigranten der Abschnittsleitung Süd der KPD, die illegal von Zürich aus arbeitet.

An der Zurlindenstraße 191:

Max und Berta Vögeli. Max Vögeli ist Austräger der Zeitschrift «In freien Stunden» bei Conzett und Huber. Seine Frau kocht jeden Tag für fünf bis sechs Emigranten.

Politisch ist sie mit den meisten nicht einverstanden, aber sie sagt sich: die haben zu Hause auch eine Mutter.

In ihrer Zwei-Zimmer-Wohnung lebt über ein halbes Jahr ein Deutscher: er darf die Wohnung nicht verlassen, weil er zu bekannt ist, aber sie weiß nicht, wer er ist. Er wickelt das anderthalbjährige Kind, während Berta Vögeli als Blumenbinderin arbeiten geht, um die Lebensmittel kaufen zu können.

Sie weiß nicht, woher die Leute kommen, wenn sie nachts plötzlich vor der Tür stehen. Sie kennt nicht die Akten des deutschen Volksgerichtshofs, in denen ihr Name steht – preisgegeben, vielleicht unter Folter, von einem, der sich im Lager eingepägt hatte: Anlaufstelle Vögeli, Zürich.

Fotos:

Zurlindenstraße 186.

Fischereigeschäft der Frau Stähli, dahinter die Zweizimmer-Wohnung.

Eine politisch nicht organisierte Frau, die während Jahren Emigranten zum Mittagstisch hat und Laden und Wohnung als Anlaufstelle und auch für Treffs der deutschen Widerstandsorganisationen zur Verfügung stellt.

Als ersten, erzählt sie uns, hatte sie Hans Beimler, acht Tage bevor er nach Spanien fuhr, wo er fiel. Dann ist man immer wieder fragen gekommen, ob sie nicht einen nähme, zum Mittagstisch, auch einmal über Nacht.

Wenn sie abends die Wohnung für Treffs brauchten, ging ich ins Kino, So habe ich keines von den hohen Tieren kennengelernt. Sie sind wirklich ein- und ausgegangen, wie wenn sie zu Hause wären.

Travelling /Schwenk

Zurlindenstraße 215, im Hinterhof.

Schreinerei Kirschbaum, Stützpunkt für die Emigration und für die verbotene Schweizer KP. Hunderte gehen hier ein und aus, vor allem Rückkehrer aus dem Spanienkrieg, alle unter Decknamen wie Karl, Ernst, Richard, Erwin – heute unidentifizierbar, unauffindbar. Kontakte zur deutschen

Widerstandsgruppe am Zürcher Schauspielhaus. Viele Emigranten werden von hier aus an die Familien im Quartier verteilt.

Gegenüber: Nummer 218. Jost und Kreszenz Huber. Huber wird 1941 im Prozess gegen Fritz Sperling und andere zu 14 Tagen Gefängnis verurteilt, weil er kommunistische Druckschriften gelesen, aufbewahrt und weitergegeben hat, so etwa die Süddeutsche Volksstimme, die Tarnschrift «Deutschland nach 18 Monaten imperialistischer Krieg», und weil er Sperling während eines halben Jahres bei sich beherbergt hat.

Im gleichen Prozess verurteilt: Ernst Korrodi, schräg gegenüber im Haus 235. Ein Monat Gefängnis für das gleiche Delikt; Strafverschärfung, weil er keine Einsicht in das Unrecht seiner Tat gezeigt habe.

Im gleichen Haus Frau Röslin. Witwe mit zwei Kindern. Arbeitet bis spät in die Nacht als Weißnäherin, um die Familie zu ernähren und hat dennoch immer Platz für einen Emigranten.

Und im Haus 236 die Familie Eberhard – Stützpunkt für die Freiwilligen des Spanienkriegs, die über die Schweiz zu den Sammelstellen in Frankreich reisen.

Die Zurlindenstraße in Zürich, zum Beispiel: fast in jedem Haus die Spur der Emigration.

Berta Urech

Quartiermacherin für die Rote Hilfe in Zürich-Wipkingen

Ja, in der Roten Hilfe}, habe ich eben geholfen, Päckli wegzuschicken für...

Kleider gesammelt, Ware gesammelt, dass man dann Pakete machen konnte in die Gefängnisse in Deutschland. Einer aus Deutschland ist lange bei uns gewesen im 1926; und da habe ich schon mitgeholfen und habe geschaut, dass es Quartiere gegeben hat für die Emigranten.

An der Zeunerstraße habe ich damals noch gewohnt, und im 35 bin ich ausgezogen an die Landenbergstraße. Ja, es haben viele Emigranten gehabt hier im Kreis 10. Aber die meisten sind gestorben, leben gar nicht mehr, die Emigranten hatten. Nicht, es hatte ja verschiedene Organisationen gehabt; die Sozialdemokraten selber haben auch angenommen Emigranten, aber wir haben ja hauptsächlich, meistens was Kommunisten waren. Auf denen sind sie eigentlich am meisten gehockt, auf den Kommunisten.

Und dann musste man noch dies und jenes – ja, der Coiffeur Blattmann! Mit dem hatte ich Vereinbarung, dass er alle Monate eine gewisse Portion nimmt zum Haarschneiden und Rasieren und so, und der hat manchmal alle Tage zwei oder drei gehabt, denen er gratis die Haare geschnitten hat; auch Frauen hat die Haare geschnitten – später hat er gewirtet, aber damals war er lange Coiffeur: gerade da vis-à-vis von der Habsburg. Die Leute waren sehr gut eingestellt gegen den Faschismus und haben alle freiwillig – man hat selten eine Absage bekommen. Als es dann gar nicht mehr ging, habe ich einfach die Wirte abgesucht und habe mit denen gesprochen, sie sollten doch Emigranten nehmen – man hat also unter den Wirten viele gefunden, sehr viele. Da oben sind Wirte gewesen zwei – ich weiß nicht mal mehr, wie sie geheißen haben. Und der Habsburg-Wirt: er lebt jetzt nicht mehr, er ist gestorben.

Und dann brauchte es auch noch Pflege für Kleider: viele sind ja ohne Kleider in die Schweiz gekommen, haben flüchten müssen, zum Fenster hinaus gehen und dann durch die Wälder hindurchziehen, dass sie in die Schweiz kommen konnten; viele in sind ja über den Rhein geschwommen! Und sind nass hierhergekommen. Dann hat man doch sehen müssen, dass sie Kleider bekommen haben; da hat man natürlich kein Geld gehabt in der Roten Hilfe, ihnen Kleider zu kaufen – wir waren einfach auf dem Hund! Und dann bin ich einfach da in die oberen Kreise hinein, da im Kreis 7 oben, wo die Sozialdemokratischen hauptsächlich gesessen sind – die Sozialdemokratie hatte ja viele Mitglieder dort oben, so Lehrer, Realschullehrer und alles mögliche, so Wissenschaftler und Zeugs... Und dann bin ich eben dort hinauf gegangen und habe Kleider gesammelt.

Und dann bin ich eben mit den Leuten reden gegangen: ganz offen habe ich gesprochen mit den Leuten und habe gefragt, ob sie nicht einen Emigranten nähmen, vielleicht zum Schlafen oder so; und dann habe ich noch Betten zusammengetrommelt, da und dort habe ich Betten bekommen – ich musste ja fast alle Tage etwas suchen gehen. Ich bin manchmal nach Hause gekommen von der Arbeit, habe den Korb abgestellt und bin suchen gegangen!

Und manchmal habe ich selber drei, vier gehabt in einer Nacht, jedenfalls zwei, drei; mein Mann musste manchmal zugedeckt mit dem Militärkaput schlafen!

Mein Mann! Ich habe alles gebraucht, um zu schlafen, bis ich alle unten hatte — nachts draußen lassen konnte ich sie ja auch nicht, oder? Die Sache wurde eben immer schwieriger.

Zwanzig Haussuchungen hatte ich! Aber nie haben sie einen Emigranten gefunden und nichts! Ich kann das nicht genau sagen, wie ich das gemacht habe; das darf man nicht schreiben, sonst merkt das die Polizei und denkt: aha! Sie haben mir Hausdurchsuchung gemacht und es waren zwei Emigranten im Haus, und doch haben sie keinen erwischt... Irgendwie haben wir ihn vorher hinausgebracht. Und sie konnten mir nichts vorweisen: sie haben mir Abdrücke gemacht von der Schreibmaschine, die ich hatte – sie konnten mir keine Vorhaltungen machen. Sie haben nie etwas gefunden, nie.

Nur einmal, da kamen sie auch – jemand vom Haus kam es mir sagen: sie sind jetzt in der Anlage, sie kommen jetzt! So habe ich das gemerkt; und da hatte ich doch über 200 Adressen eines Vereins, wo ich jeweils Emigranten hinbringen konnte. Da hatte ich die noch im Haus und habe sie genommen und im Ofen verbrannt, damit sie, wenn sie kommen, es nicht nehmen können. Sie nahmen noch ein Stecklein und rührten in der Asche, doch sie konnten nichts mehr anfangen damit. Sie sagten: So, sie haben alles verbrannt! Sage ich: ich habe das Recht zu verbrennen; das ist mein Ofen: Ich kann verbrennen was ich will, das ist meine Sache.

Die hätten doch den ganzen 200 Hausdurchsuchungen gemacht und hätten einige erwischt. Ich hatte eben unangemeldete Emigranten manchmal, und das hat man nicht dürfen von der Polizei aus.

Nacht

Nachts unterwegs im Zug – die Erinnerung an Geschichten, an Erzählungen und Texte, die diese Arbeit aufgestöbert hat: Menschen die in die Schweiz flüchten, schwarz über die Grenze; die vielen österreichischen Antifaschisten und Juden, die 1938 nach dem Anschluss an das Reich ihr Land verlassen müssen; Berichte von Grenzbewohnern, von Soldaten. Tagebücher; Protokolle der Polizei...

«Wir wurden fristlos entlassen, standen mittelos da und sahen nichts voraus aus das Konzentrationslager. Um uns der bevorstehenden Verhaftung zu entziehen, wählten wir die Flucht, gelangten nach Feldkirch und wurden dort verhaftet; im Juli entlassen mit der Weisung, innert 24 Stunden das Reichsgebiet zu verlassen unter Androhung der neuerlichen Verhaftung und Verschiebung nach Dachau. Darauf wurden wir nach der Wirtschaft «zum schwarzen Ochsen» in Feldkirch verwiesen – irgendwo anders dürfen sich die

Juden nicht aufhalten. Im «Schwarzen Ochsen» erhielten wir von einem Gestapo-Beamten genaue Instruktionen, auf welchem Wege wir uns illegal in die Schweiz zu begeben hätten. Bei Nendeln in Liechtenstein erwarte uns ein Auto; sollten wir da Auto verpassen, so hätten wir zu Fuss weiterzugehen bis Sevelen, und von dort mit dem ersten Frühzug nach Zürich zu fahren. Wir befolgten genau den Rat des Gestapo-Beamten und es gelang uns, unbemerkt die Schweizer Grenze zu überschreiten.»

Aus dem Tagebuch eines Soldaten im Jura:³

«Hier soir une communication téléphonique de l'état major de l'armée informa notre capitaine, qu'un colonel amènerait une centaine d'individus appartenant à la brigande internationale qui combattit pendant la guerre d'Espagne. Ces hommes pénétrèrent en Suisse clandestinement.

Il fut décidé de les reconduire à la frontière à Biaufond. Ce matin, au levée du jour trois grand cars transportant 992 de ces hommes sont arrivés. Avec beaucoup de peine nos soldats réussirent à leur faire franchir le pont pour les confier aux douaniers français. Implorant la pitié, gémissant, pleurant, tombant même à genoux, ces pauvres hères utilisèrent tout les moyens pour tromper la vigilance des soldats. Parmi eux des Espagnols, des Tchèques, des Autrichiens, et des citoyens d'autres pays encore.

Le capitaine leur répéta inlassablement qu'il ne pouvait faire du sentiment en remplissant son devoir de soldat. Pour finir, devant l'intransigeance de quelques-uns, il ordonna aux sentinelles de tirer. Certains réussirent, un peu plus tard, à repasser en amont et en aval de nos postes, mais ils furent, une fois encore, refoules.»

«Von der Schweiz erzählte man, dass fast alle refouliert würden. Wir waren in Marseille, Ich wusste, dass wir gesucht wurden, und versuchte, meine Frau, zu überreden, weiter mit mir zu fliehen. Aber sie wollte ihre alte Mutter nicht im Stich lassen. So geschah schließlich das Unglück. Eines Tages wurden sie gefunden und mitgenommen. Ich war entschlossen, die Flucht in die Schweiz zu versuchen. Ich holte mein Töchterchen ab, es war der letzte Moment: wie ich erfuhr waren zehn Minuten später die Gendarmen da, um das vierzehnjährige Kind abzuholen. – Wir fuhren nach Thonon, am Genfer See. Am nächste Morgen machten wir eine Promenade am See. Ein alter Fischer beobachtet uns, kam näher: «ob wir in die Schweiz wollten?» – «Ja!» – Er würde die Sache übernehmen! Der Preis wurde vereinbart, die genaue Stunde würde er uns später sagen.

³ Gelesen von Walter Marti; Text: Albert Haller, A l'extrême frontière, là où nous avons vécu : 1939-45. La Chaux-de-Fonds 1948, p. 152

Am nächsten Morgen verbreitete sich aber in Thonon die Schreckensnachricht, dass ein Fischer, der nachts versucht hatte, Flüchtlinge zu landen, von den Schweizer Douaniers erschossen worden sei. Unter diesen Umständen erklärte unser Fischer, er möchte am liebsten von der Abmachung zurücktreten, aber wenn ich darauf bestände, so würde er sein Wort halten. Ich solle mich mit meiner Tochter für dem Abend bereit machen.

Es ging eine kleine Treppe an der Quaimauer hinab; unten lag ein Boot. Ich drückte ihm ein Couvert mit der vereinbarten Summe in die Hand, das er ohne nachzusehen in die Tasche gleiten ließ. Er half dem Kinde ins Boot, dann mir, und im nächsten Augenblick waren wir schon ein erstaunliches Stück vom Ufer entfernt. Je näher wir dem Schweizer Ufer kamen, desto leiser wurden die Schläge der Ruder, bis das Boot fast lautlos an den Schweizer Strand glitt. Wir waren in der Schweiz, wir waren gerettet.»⁴

«Nach drei Tagen im Gefängnis der Kantonspolizei wurde mir eröffnet, dass ich den deutschen Beamten übergeben würde. Ich protestierte und sagte, das bedeute den Tod. Man telefonierte mit Bern und eröffnete mir, dass Rothmund darauf bestehe, mich schwarz an die deutsche Grenze bringen zu lassen. Ich verlangte nach Frankreich abgeschoben zu werden, das wurde abgelehnt. Mittags wurde ich herausgeholt, von einem Deckel⁵ auf Transport gebracht. Es ging in einem Personenzug der Grenze zu. Ich überlegte: soll ich die Notbremse ziehen? Ich machte Pläne und verwarf sie wieder. Auf dem Bahnhof Rafz übernahm mich ein Gendarm in Zivil mit einem Polizeihund. Er führte mich einen langen Weg,

Nach einer Weile sagte er mir: dieser Wiesenpfad führt durch einen Wald, direkt nach Deutschland. Bald kommt eine Chaussee, die nach Jestetten führt. Machen sie mir bloß keine Scherereien!

Ich ging auf dem Wiesenpfad weiter, sah einen Grenzstein, hatte bald den Wald erreicht, und ging hinein. Jeden Moment konnte eine deutsche Streife kommen. Hastig verließ ich den Wald, kroch auf allen Vieren bis zum Grenzstein zurück. Da ich infolge einer Lungentuberkulose sehr kurzatmig war, stellte sich Husten ein: ich musste mir den Mund zuhalten.

Von einer fernen Kirche schlug es 22 Uhr. Jetzt beschloss ich, den Rückweg anzutreten. Ich brauchte die ganze Nacht bis nach Bülach. Gegen Morgen fuhr ich mit einem Zug nach Zürich.»⁶

4 Gelesen von Yehoshua Lakner; Text: Bericht von Dr. Fritz Rosenfelder in: Herbert Lewandowski, Schweizer Tagebuch eines Internierten. Utrecht 1946, p. 42-44.

5 Detektiv

6 Gelesen von Katharina Renn; Text von Elsa Teubner (nach: Hans Teubner, Exilland Schweiz, p. 83 ss.)

Fortifikation

1936, angesichts der Kriegsvorbereitung in Deutschland, hat die Schweiz begonnen, ihre Landesverteidigung auszubauen.

Im September 1939, nach dem deutschen Überfall auf Polen, der britischen und französischen Kriegserklärung an Deutschland: Kriegsmobilmachung der Schweizer Armee. In größter Eile werden von den Truppen Grenzbefestigungen errichtet.

Ende September kapituliert Warschau; ein Teil Polens wird von der Sowjetunion besetzt. Russisch-Finnischer Krieg; die Landung Hitlers in Norwegen im Frühling 1940.

Im Mai der deutsche Überfall auf die Niederlande. Zweite Generalmobilmachung der Schweizer Armee. Gerüchte über einen möglichen Angriff auf die Schweiz. Viele, die ein Auto besitzen, fliehen in die Innerschweiz, ins Welschland. Deutsche Emigranten melden sich bei der Schweizer Armee.

Der deutsche Einmarsch in Belgien, in Frankreich. Im Juni fällt Paris; die Schweiz ist eingeschlossen; für Emigranten gibt es keine Weiterwanderung mehr.

Nach dem Plan Wahlen kriegswirtschaftliche Selbstversorgung des Landes; Rationierung der wichtigsten Lebensmittel, später fast aller Waren.

Die UdSSR annektiert die baltischen Länder.

1941 Krieg in Afrika. Die Deutschen in Bulgarien, Rumänien, in Jugoslawien, in Griechenland.

Der Angriff Hitlers auf die Sowjetunion.

Hunderttausende aus den besetzten Gebieten werden deportiert nach Deutschland zur Zwangsarbeit für die Kriegswirtschaft. Im Frühling 1942 beginnen die Deportationen der Juden.

Die Schweizer Grenze wird für Juden geschlossen. Sie gelten nicht als politisch verfolgt.

1940 stellt die Schweiz – Konzession an Hitler – in den Grenzgebieten die Befestigungsarbeiten ein. Die Armee zieht sich in die befestigte Alpenzone zurück, ins Réduit

Die bestehenden Festungen werden ausgebaut; innert weniger Monate werden neue Werke angelegt; zusammen über 100 km Stollen, Kavernen, Kasematten, Waffenstellungen unter Fels; im Dreischichtenbetrieb, vor allem von Walliser

Mineuren.

Magazine für Rohstoffvorräte und Munition; Artillerie- und Flabwerke;
Kommandoposten; Spitäler, Reparatur- und Produktionsbetriebe.

Büren an der Aare

Ich finde Fotos und dann den richtigen Lagerplatz in Büren an der Aare –
200 Meter ostwärts von der Stelle, die wir zuerst gefilmt hatten.

Von den 180 Bauten des Lagers stehen noch ein Teil des Waschhauses und der
Küche für die Schweizer Lagerwache.

Und es gibt einen 8-Millimeter-Film, den der damalige Käser von Büren, Fritz
Dällenbach, gedreht hatte: beim Aufbau des Lagers 1940, als eine polnische
Schützendivision und ein französisches Armeekorps, im Jura von der
vorrückenden Wehrmacht abgeschnitten, sich in der Schweiz internieren
ließen: Fragmente, zufällig erhaltene Reste von einem Material, von dem die
Armee damals mehrere Rollen beschlagnahmt hat.

Im Lager befinden sich etwa 5000 Polen, vor allem sogenannte «schwierige
Elemente»; später dient es als Auffanglager für politisch und rassisch Verfolgte,
bevor sie in Arbeitslager und Heime eingewiesen werden.

Wachtablösung der Schweizer Bewachungstruppe.

Die Spur

Ich suche die Orte auf, wo Emigranten im Arbeitslager lebten.

Die Rodungen, Torffelder; die Straßen; die Dämme.

Im Sommer 1940 erhalten hunderte Emigranten und Flüchtlinge, die kein
Vermögen nachweisen können, die Einweisungsverfügung. Es werden
Alpwiesen entsteint, Drainagen in sumpfige Ebenen eingebaut, Dämme und
Straßen angelegt: Arbeiten für militärische Zwecke und für die sogenannte
Anbauschlacht, die vor dem Krieg keiner hätte bezahlen wollen.

Die ersten Freiwilligen-Lager gab es schon seit Beginn der großen
Arbeitslosigkeit: freiwilliger Arbeitsdienst, organisiert von gutdenkenden
Bürgern und den Studentenschaften; Symptomkur gegen Arbeitslose, die auf
der Straße umherschlendern.

Dieses Modell konnte übernommen werden.

Damit kein Schweizer seinen Arbeitsplatz bedroht sieht, sind nur Arbeiten
erlaubt, für die auf dem Markt keine Nachfrage besteht. Bei einem Sold von

einem Franken pro Arbeitstag kommt der Lagerinsasse im Monat auf 24 Franken – Feiertage und Regentage sind unbesoldet. Das reicht nicht einmal fürs Fahrgeld, um am Wochenende zu Freunden nach Zürich oder Basel zu fahren.

Das Denkmal

Ich bin gebürtiger Berliner und hatte während der Nazizeit grosse Schwierigkeiten, das heisst: ein Verfahren vor der Gestapo; musste fluchtartig Berlin verlassen, kam nach Zürich. Und in Zürich habe ich dann mein Studium der Musik aufgenommen.⁷

Die Mittel, die mir zur Verfügung standen, wie vielen anderen auch, waren derartig minim, dass man ohne die Hilfe von guten Schweizern überhaupt nicht durchgekommen wäre. Hilfe hieß: zum Mittagstisch ab und zu eingeladen zu werden. Daneben musste man, ob man wollte oder nicht, illegal arbeiten. Und das habe ich auch getan: ich habe unterrichtet, und wurde dann, wahrscheinlich, eines Tages denunziert, mit dem Effekt, dass ich mit der Fremdenpolizei grosse Schwierigkeiten bekam, und man eröffnete mir kurzerhand, dass ich mein Recht, weiter frei in Zürich bleiben zu können und zu studieren, verwirkt hätte, und ich würde also eingewiesen in ein Arbeitslager.

Das Lager hieß Sattellegg; und so kam ich hierher – das war im Herbst 1940 – nach Vorderthal. Hier wurden wir in einer Scheune – wir waren eine Gruppe von 5 oder 6 Leuten, die damals neu eingewiesen wurden – eingekleidet in dieses Arbeitsgewändli, dieses blaue; die Zivilkleider mussten wir zurücklassen, und mit einer Last auf der Schulter begann dann der Aufstieg zum Lager.

Die Straße dort rauf wurde ja damals erst gebaut, und zwar von uns, das war das Sattelstück; von den Polen von der einen Seite herauf und von den Franzosen von der anderen Seite herauf – also Vorderthal-Wilerzell.

Und als wir dann im Lager ankamen, stellte ich fest, dass das alles andere als eine vergnügliche Angelegenheit zu werden versprach, und nun hatte ich einen Brief mit von dem Direktor des Zürcher Konservatoriums, Dr. Volkmar Andreae, dass ich nicht mit meinen Händen Schaden leide, weil ich doch pianistische Ausbildung dort auch hatte – und ich war sehr erleichtert.

Als ich aber im Lager ankam und diesen Brief dem Lagerleiter, Herrn Meili, am Morgen übergab, da fragte er mich: was soll das? – Ja, das ist ein Brief! – Wofür? – Dann, sage ich: ja, für Sie! – Ja aber warum? – Sage ich: dass Sie ihn lesen sollen! Hä! machte er nur, und damit war ich verabschiedet, und ging an

⁷ Hannes Becher wollte seinerzeit im Film nur anonym auftreten.

meinen Platz, um das Morgenfrühstück zu nehmen. Und beobachtete ihn, wie er unter dem Tisch den Brief öffnete, ihn las und dann in die Tasche steckte.

Und dann kam also ein Pfiff zum Morgenappell. Und nun teilte der Lagerleiter Meili die Leute ein: Levinsohn – Küchendienst, und: Hacker – Holzerdienst... und ich kam als letzter dran. Und dann rief er: meinen Namen, und rief, mit einem Lächeln auf den Lippen: Stääibruch! Das wurde ein geflügeltes Wort: mein Name und Steibruch. Und ich hatte damals noch keine Ahnung, was das bedeutete.

Ah, ja: Hier sieht man einen Appell, das sieht man in der Mitte den Lagerleiter Meili...

Und hier, ja: das links ist die sogenannte Schlafbaracke gewesen, und die rechte Baracke ist die Essbaracke, und ein Teil davon war abgetrennt für den Lagerleiter, und dort hat es dann auch das Lagerbüro gehabt.

Au ja; das weiß ich noch ganz genau: da ging eine kleine Bahnlinie vom Steinbruch zur Straße hin. Alles weiß, und da standen die Baracken. Genauso ist es gewesen! Das ist ja das Wäldchen, das ist gar keine Frage, das müsste hier gerade durchgegangen sein. Hier – natürlich! hier vorne lief vom Steinbruch dieses Trassee durch und darauf haben wir dann die Loren geschoben mit den zerkleinerten Steinen.

Der Steinbruch ist dort drüben gewesen, dort drüben am Berghang, da wurden die Bäume alle abgeholzt; und am ersten Morgen wurde ich in diesen Steinbruch geschickt, und nun hiess es: Arbeiten, arbeiten, arbeiten. Und mit roher Kraft habe ich halt da auf diesen Felsbrocken rumgehämmert, und am Abend war ich bereits eine halbe Ruine; die Hände waren völlig verkrampt – und als ich zum ersten Wochenende nach Zürich fuhr, nach einem Monat war das, soweit ich mich entsinne, ging ich ins Konservatorium, und als ich meine Hände vorzeigte, sagten sie: Fertig, Liszt können sie vielleicht noch später spielen, aber ich merkte, dass es vorbei war.

Ich kann heute gar nicht mehr sagen, in wie vielen Lagern ich war; ich war im Basellandschaftlichen, in Bad Schauenburg, dann kam ich zur Einrichter-Equipe, da haben wir dann neue Lager errichten müssen -- ich bin in vielen Lagern gewesen. Die Lager die mir also am gegenwärtigsten geblieben sind, sind selbstverständlich Sattelegg als das erste, das schlimmste Lager, und dann Gordola, in dem ich zum ersten Mal das Gefühl hatte, dass produktive Arbeit geleistet wurde (es wurde Meliorationsarbeit geleistet in der Magadinoebene), und von Gordola kam ich nach Thalheim, hierher. Und in Thalheim wurde im Gegensatz zum Tessin eine Straße gebaut. Ich glaube sogar für militärische Zwecke.

In der Bevölkerung haben wir in Thalheim gar keinen Rückhalt gehabt. Man nahm uns wie Exoten fast. Wir hatten strenge Arbeit zu leisten, und im Sommer war es naheliegend, dass wir in der freien Zeit heruntergingen in die Badanstalt. Da hiess es, die Bevölkerung wünsche einfach nicht, dass da diese Juden in dieses Bad gingen. Der Lagerleiter war darüber sehr empört und veranlasste die Gemeindeverwaltung, diesen Beschluss zu revidieren; und dann kam der Bescheid: am Vormittag zwischen 10 und 11; am Nachmittag zwischen 3 und 4 – das war reiner Zynismus, denn wir mussten ja den ganzen Vormittag und den ganzen Nachmittag arbeiten.

Als ich nach Thalheim kam, wurde gerade diese Stützmauer gebaut, und da hatten wir die Idee, hier einen großen Stein einzumontieren, und auf den wurde von unseren Leuten, in der freien Zeit, in hebräischen Schriftzeichen das Wort GULES eingefügt; das heißt Vertreibung, Verbannung, Gefangenschaft. Kommt vom hebräischen Wort גולג. Damit verbinden wir die Gefangenschaft in Ägypten, die Sklavenarbeit. Und als der Lagerleiter das sich anschaute, fragte er, ja was ist denn da für ein Wort dort eingraviert, da haben wir dann gesagt: «Zur Erinnerung». Entweder hat das Wetter den Stein so verwittert, oder, was wahrscheinlicher ist, man hat nachträglich die ganze Sache ausgemeisselt.

Was ziehet dort oben die Straße entlang?
 Eine Schar im blauen Gewand.
 Ihr Weg ist so weit und ihr Schritt ist so schwer,
 Sie kommen aus weiter Ferne daher –
 Woher – Wohin – Woher?
 Und ihr Schritt, der ist so schwer.

Was trieb sie von Hause und Heimatland
 Die Schar im blauen Gewand?
 Sie kommen von Polen und Ungarland
 Von der Donau und von des Rheines Strand:
 Woher – Wohin – Woher?
 Und ihr Schritt, der ist so schwer.

Zur Flucht trieb sie rauhe Barbarenhand,
 Die Schar im blauen Gewand.
 Nun ziehn sie die Straße schon jahrelang
 Und die Schritte so schwer und die Herzen so bang
 Woher – Wohin – Woher?
 Und ihr Schritt, der ist so schwer .

Bald ziehn sie die Straße, die ihnen vertraut
 Hinaus aus dem fremden Land.
 Die Blicke gerichtet zum Heimatland
 marschieren sie dann mit Herz und mit Hand
 und ihr Schritt ist nicht mehr schwer
 Und ihr Schritt ist nicht mehr schwer.

Ciné-Journal suisse

Ich sichte sieben Stunden Wochenschaumaterial. Bis 1944 gibt es keinen Beitrag über Flüchtlinge und Emigration. Hingegen über Kinderhilfsaktionen. Kinder sind keine Arbeitskräfte, sind politisch nicht bedenklich, sind bloß Feriengäste. Tausende von Schweizer Familien können so ihr humanitäres Soll erfüllen und die offizielle Flüchtlingspolitik verdrängen.

Wochenschau-Kommentar

«Während unsere Kinder behütet und beschützt in einem friedlichen Land aufwachsen dürfen, haben die Kinder in den Kriegsgebieten die ganze Last, die Not, die Härte des Krieges kennengelernt. Sie müssen hungern, sie spüren die Kälte, sie sahen den Tod, Wir, die wir vom Krieg verschont geblieben sind, haben die Pflicht, diesen Kindern zu helfen. Das Schweizer Rote Kreuz griff ein; sein Appell wurde vom ganzen Volke gehört. Aus allen Schichten meldeten sich die Familien, die bereit waren, während drei Monaten ein kriegsgeschädigtes Kind zu beherbergen und für sein Wohl zu sorgen.

Aus allen Teilen des Landes wurden Lebensmittel- und Mahlzeiten-Coupons, die man erspart hatte, Schuh-, Textil- und Seifenpunkte, die man entbehren konnte, an das Rote Kreuz gesandt.

Und sie kamen: Belgische, französische, serbische Jugend, und Kinder von Auslandschweizern. Aus ihrem Blick, ihren bleichen Gesichtern sprach eine stumme Anklage gegen die Not und das harte Schicksal der Zeit. Scheu und still sind die Kinder bei ihrer Ankunft, und willig lassen sie sich den Pflegeeltern zuführen, bei denen sie für drei Monate zu Gäste sind.

Stets wieder die selber, stereotypen Bilder: 1941 ...

Wochenschau-Kommentar

«Ein Zug mit 400 belgischen Kindern fährt in den Bahnhof von Basel ein. Die Ankömmlinge erhalten sofort einen stärkenden Imbiss. Jedesmal, wenn ein neuer Zug eintrifft, führt ein anderer eine entsprechende Zahl von Feriengästen in ihre Heimat zurück. Diese Kinder werden der helfenden Schweiz stets in Dankbarkeit gedenken.»

1942:

Wochenschau-Kommentar

«Woche für Woche treffen in Genf und Basel Sonderzüge mit kriegsgeschädigten Kindern ein. Die Schweiz, eine Friedensinsel inmitten ...»

Nach dem Krieg schreibt eine Komiteedame:

«Als dann die Kinder nach 6 bis 12 Wochen Ferien rotbackig, rundlich und gewachsen mit strahlenden Augen und vollen Koffern wieder jubelnd in der Gare de l'Est einfuhren, da durften die Schweizer Begleitpersonen vielleicht das schönste erleben, was es in diesen bitteren Jahren zu erleben gab: das Wiedersehen zwischen Eltern und Kindern. Abwechselnd sind die Mitarbeiter des Hilfswerks mitgefahren und haben sich, von einem Winkel aus, Jahr um Jahr an diesem Schauspiel geweidet: am Entzücken der verhärmten Eltern über die Verwandlung ihrer Kinder, an der Seligkeit der Kinder, die gleich am Bahnhof alles erzählen wollten. Und zugleich zeigten die Heimgekehrten stolz ihre neuen, festen Stiefel, den Regenmantel, die Samthosen. Die Gewichtszunahme hatte mit der des Gepäcks gewetteifert. Mancher Mutter musste man ihr Kind zuführen, weil sie es in der ersten Aufregung nicht erkannte.»⁸

Wochenschau-Kommentar:

...auf die Gesundheit jedes Kindes wird besonders geachtet. Großmütig stellen sich unsere Ärzte dem Kinderhilfswerk zur Verfügung. Die regelmäßige Gewichtskontrolle zeigt an, dass die kleinen Gäste während ihres dreimonatigen Schweizeraufenthaltes durchschnittlich fünf Kilo zunehmen! Im Winter werden die zarten Glieder außerdem mit künstlicher Sonne bestrahlt.

Die Trennung ist immer ein schmerzlicher Augenblick. Durch das Gitter der Zollstation winken die Pflegeeltern ihren Schützlingen ein letztes Lebewohl zu. Was die Schweiz bis anhin zur Linderung der Not getan, darf sich sehen lassen. Doch müssen wir noch viel mehr tun!

Interniert

Im Militärdienst auf Manöverfahrt fallen mir Texte ein, auf die ich gestoßen bin.

«Polizeigebäude, eine Treppe, graue Wände, eine grüne Holztüre. Zwei Polizisten nehmen uns in Empfang. Sie lassen uns vorgehen – das ist eine der vielen Dienstvorschriften, Verhaftete wachsam im Auge zu behalten. Sie wissen nicht, dass es für uns kein Davonlaufen geben kann, Im Amtsraum sind einige Polizeibeamte in Zivil. Der Leutnant ist in Uniform. Wir mustern seine Züge, den Blick seiner Augen, seine Bewegungen; horchen gespannt auf seine Sprache. Wird er uns zurückschicken? Beim weiteren Verhör fragt man uns, woher wir kommen, über welchen Berg wir gestiegen seien, wer uns geführt habe. Ich gebe mein Geld ab, dreitausend französische Francs. Ein junger Beamter richtet die Fragen an mich: Ihr Heimatort? – Wien. Ihr Kind? – In

⁸ Gesprochen von Vilma Hinn; Text von Nettie Sutro-Katzenstein: Jugend auf der Flucht. Zürich 1952, p. 43 s.

Nordamerika. Sagen sie bitte, schickt man, uns wieder zurück? – Nein, bestimmt nicht, erwidert der Beamte. Ich habe aber noch kein Vertrauen gewonnen.»⁹

«Um acht Uhr fährt ein offener, nur mit einer Plane bedeckter Lastwagen vor, in dem sich drei Bänke befinden. Ich muss als erster einsteigen, dann fährt das Auto in Lausanne kreuz und quer und sammelt überall Familien ein, die sich bis dahin, der Freiheit erfreut haben. Alle diese Leute haben Kinder und riesig viel Gepäck. Auf dem Bahnhof werden wir zum Zuge gebracht; fahren am Genfer See entlang. In Les Avants werden wir ausgeladen und zu einem mittelgroßen Hotel geführt. Früher hiess es Hotel des Sports. Eine Wache mit dem Gewehr steht am Eingang. Hinter den Fenstern erscheinen neugierige Gesichter, um sich die Neuankömmlinge anzusehen.»¹⁰

«Ungefähr 550 Personen in einem Saal beim Speisen. Ein unerträglicher Lärm; man spricht nicht, man schreit, um verstanden zu werden. Kinder lärmen, Bänke werden umgeworfen, Geschirr klappert. Alle 10 Minuten wird irgend eine neue Anordnung, eine Ermahnung, ein Tadel von Seiten der Lagerleitung vorgetragen. Ich kann nicht essen, ich kann nur eines: hinunter auf mein Strohlager und meinen Tränen freien Lauf lassen. Aber auch dort bin ich nicht allein.»¹¹

Unerwünschte Elemente.

Schwierige Elemente.

Unerwünschte schwierige Elemente.

Würdigen Personen soll der Aufenthalt für einige Monate gewährt werden.

Der Flüchtling ist vorzuführen,

hat sich vorzustellen,

wird – vorbehaltlich seiner Tauglichkeit – in ein Arbeitslager eingewiesen,

hat zum angegebenen Termin einzurücken,

Tagwache, Appell, Abmarsch zur Fabrik, Arbeitsschluss, Arbeitsbeginn,

Ankunft im Kantonement, Retablierung, Lichterlöschen.

Die Urlaubsbewilligung ist am Urlaubsort auf der Rückseite von einer

Amtsstelle abstempeln zu lassen und dem Lagerleiter sofort abzugeben

Wer Flugblätter oder andere Druckschriften ohne ausdrückliche Bewilligung der Lagerleitung an Lagerinsassen verteilt, wird disziplinarisch bestraft.

Das Abonnement absolut neutraler Zeitungen und illustrierter Blätter ist gestattet.

⁹ Gesprochen von Elisabeth Speissegger; Text: anonym; aus «Nicht fürchten ist der Harnisch», Mai 1943, p.1-2.

¹⁰ Gesprochen von Yehoshua Lakner. Text: Herbert Lewandowski [Lee van Dowski]. Schweizer Tagebuch eines Internierten. Utrecht 1946, p. 27s.

¹¹ Gesprochen von Elisabeth Speissegger.

Jeder Internierte kann in der Woche einen Brief und eine Karte schreiben.
Bemerkungen über das Lager sind nicht erlaubt.

Gruppenführer, Obergruppenführer, Freizeitleiter, Lagerleiter, Hilfslagerleiter.
Sammellager, Auffanglager, Quarantänelager, Internierungslager.

Gerda Neuwirth **1938 aus Wien nach Frankreich emigriert**

Der Hitler ist im März 1938 nach Wien gekommen; ich war 24 Jahre alt, in einer Bank angestellt gewesen und ein paar Monate später bin ich nach Paris: ich war illegal politisch tätig, ich war eine Jüdin – also es war Zeit, dass ich emigriert bin. Dort gab es eine Gruppe, die gab eine Zeitschrift heraus, die «Nouvelles d'Autriche», und dann habe ich bei der «Weltbühne», die von Prag nach Paris gezogen ist, mitgearbeitet; und als sich die Nazis Paris näherten, bin ich mit ein paar Genossen nach Südfrankreich. Dort wurde im Herbst beschlossen, dass ich in die Schweiz gehen soll, um den Genossen dorten Hilfe von der Schweiz aus zu organisieren.

Ich habe mir zuerst eine Karte gekauft, wie ich gewusst hab, ich will in die Schweiz; habe mir einen Wanderweg ausgesucht und hab gesehen: Chamonix, Col des Balmes wäre das günstigste. In Chamonix musste ich mir zuerst etwas zum Anziehen kaufen, habe eine Weste gekauft, und bin dann losgefahren, so weit ich fahren konnte. Dann habe ich den Wanderweg gefunden, hab gesehen: Col des Balmes wird am günstigsten sein...

Dann bin ich aber erst am nächsten Morgen, im Morgengrauen, den Weg gegangen, und wie ich raufgekommen bin, hat mich schon ein Schweizer Grenzwächter erwartet und hat mir gesagt, er kann mich nicht durchlassen. Und da ist ein Hirt gekommen, mit Schafen, glaube ich, und der hat mir gesagt: ich darf hier nicht über den Berg, ich muss rundherum durch den Wald.

Ich wusste zunächst nicht wo die Grenze ist; ich saß im Wald hinter den Bäumen und hab da Dächer gesehen und hab aufgepasst, ob da Uniformierte Männer sind, und ich hab keine gesehen, überhaupt niemanden gesehen.

Dann bin ich schnell hinuntergelaufen und in die erste Hütte rein, und da erschrickt eine Frau, hat aber sofort begriffen, was los ist, und hält mir den Kübel mit Milch hin – sie war gerade am Kuhmelken, es war ein Kuhstall; und dann führt sie mich in ein Haus, in ein Bauernhaus, wo ein Bauer und eine Bäuerin ist, und ich hab ihnen nur gesagt: «Je veux filer en Suisse» – und sie haben gesagt: «Du bist schon in der Schweiz!»

Und dann sage ich: Ja wenn Sie mir den Weg sagen, ich geh dann zu Fuß; und dann sagt der Bauer: Nein, wer in mein Haus kommt, wird nicht draußen schlafen. Und am nächsten Morgen ist der Bauer vor mir gegangen und hat gesagt: wenn ich dann eine Richtung deute, dann gehst Du da weiter; unten ist die Straße nach Châtelard, da musst Du aufpassen, die ist befahren mit Militär, die musst Du überqueren. Und dann drüben geht der Weg hinauf nach Finhaut, und von Finhaut kannst Du weiter gehen, da wird dir nichts mehr passieren.

Von Finhaut bin ich ja schnell weggegangen, das war besetzt von Soldaten – und was ich möglicherweise gewusst hab, ist, dass Martigny ein großer Fleck ist, und dass ich vorher einsteigen will...

M.K.: Also das wäre jetzt der Bahnhof, den wir uns vorgestellt haben?

G.N.: Na, ja, der war er nicht: Ich bin sicher, die sind alle so ähnlich, es kann der ebenso gewesen sein. Aber das Häuschen war so: siehst Du, ganz genau, der Schalter! Das ist doch bestimmt nicht neu, das war vor vierzig Jahren auch schon, das Geläut... Ganz genau, hier war der Schalter! Und hier... also das war so wie ich's im Kopf hab. Da drinnen war's ganz genau so.

Und der Mann kommt und fragt, was ich will; gut, dann sagte ich... geb' ihm meine Dollarnote und schau ihm ins Gesicht: was tust Du jetzt? Und er fängt an: Ah, would you like to take the next train.... er fängt englisch zu sprechen an mit mir. Und ich denke mir: *ça y est* – das ist gut gegangen! Und er gibt mir die Fahrkarte und gibt mir Schweizer Franken heraus! Da war ich schon sehr froh – endlich habe ich auch etwas Schweizer Franken.

In Zürich hatte ich die Adresse einer ehemaligen Wiener Genossin, die mit einem Schweizer verheiratet ist; bei denen konnte ich nicht lange bleiben – sie fanden, das wäre zu gefährdend. Sie haben mich ins Café Boy gebracht; über das Café Boy habe ich dann andere kennengelernt, die mir wieder geholfen haben, verschiedenes zu organisieren, Lebensmittelpakete und quasi so erste Hilfe – und das ist ungefähr so ein Jahr gegangen.

Eines frühen Morgens – ich lag noch im Bett – leuchtet mir einer mit einer Taschenlampe ins Gesicht und fragt nach meinen Papieren. Dann hat er mich in die Kaserne gebracht; in der Kaserne gab« ich zuerst an, Lotte Bauer zu heißen, und nachdem meine Identität festgestellt war, habe ich einen Wisch bekommen, wo drauf steht, dass ich für immer ausgewiesen bin aus der Schweiz – bin aber nicht ausgewiesen worden, sondern in der Strafanstalt Bellechasse interniert worden. Da war ich ungefähr ein Jahr.

Dann durfte ich in einem Privathaushalt als Dienstmädchen interniert sein, und bin dann in Sumiswald interniert worden, wo man für politische Emigranten ziemlich strenge Vorschriften gemacht hat.

Das war ein ehemaliges Kinderheim, ein Fraueninternierungslager: man hat Socken gestrickt, Hemden genäht und geflickt für Männerlager, und gewaschen. In unserem Lager waren einige Frauen, wo der Mann im Männerlager war und das Kind war in einer Familie. Sie haben alles, was ihnen wertvoll war im Leben, verloren. Aber hier eine Mutter, die ihr Kind retten konnte, und das Kind nicht bei sich haben konnte, das war sehr, sehr schwer zu ertragen.

Ehrlich gesagt, habe ich im Lager nur ein schlechtes Gewissen gehabt. Denn wir hatten genug zu essen; wir waren in einer sehr schönen Gegend interniert – von meinen Freunden wusste ich nicht, sind sie in Auschwitz, sind sie tot; arbeiten sie illegal – nicht?

Ich bin mir ja vorgekommen wie ein Schmarotzer, oder wie ich hätte sie im Stich gelassen alle.

Gordola

Ich fahre über den 600 Meter langen Damm in Gordola bei Locarno, der bei Hochwasser die Verzasca in den Lago Maggiore leitet.

Politische Internierte haben ihn gebaut, Kommunisten, Sozialisten und Anarchisten, die hier im Arbeitslager lebten.

Seit man verhaftete Antifaschisten, die sich unangemeldet in der Schweiz aufgehalten und politisch betätigt haben, nicht mehr durch die sogenannte schwarze Überstellung nach Frankreich abschieben kann, weil die Grenze seit 1940 ganz von den deutschen Truppen kontrolliert wird, werden die politischen Gefangenen, sogenannte Linksextremisten, zunächst in Gefängnissen und Zuchthäusern festgehalten: In Thorberg, Witzwil, Bellechasse; in Regensdorf oder St. Jakob. Später, nach Stalingrad und nach Protesten in der Presse, interniert man sie in Arbeitslagern im Tessin.

Die vielen Touristen, die sich jeden Sommer durch Gordola zwängen, fahren ahnungslos an der Stelle vorbei, wo einmal das Lager stand.

1944 wird das Lager nach Bassecourt im Berner Jura verlegt. Immer noch das Sonderregime: Urlaubssperren, Verbot von Beschwerden. Erst gegen Kriegsende, als sich der schweizerischen Opportunismus unter dem Eindruck der nahenden Rote Armee der Sowjetunion zuzuwenden beginnt, gibt es Lockerungen, wenn auch keine Freiheit. Wer im Frühling 1944 in Italien oder

Deutschland sich am Wiederaufbau beteiligen will, muss die Schweiz illegal, wie er gekommen ist, wieder verlassen. Tag für Tag fehlt wieder einer beim Morgenappell

Bild der Lagerbelegschaft Gordola

Kende Goldhammer Ficker Eiermann Obermanns Tesch
Fuhrmann Schmidt Wolff Eichelsdörfer
Sperling Singer Bettelheim
Ivanoff Franck Herlander Acker Reuchlen Steiner Gruber Meyer
Fisch Halm Lopez
Meuter Kompein Kuderer Rhein
Wagner Seliger Schönherz Lauber Wohlrath Martínez

Gd-St-Bernard

[Text der Untertitel]

Von Martigny bis Orsières im Zug; nach La Fouly im Postauto. Von dort der Straße folgen und im Wald die Nacht abwarten. Aufbruch um etwa 20 Uhr; Ferret auf der linken Talseite umgehen! Auf der Straße, immer links des Baches, weiter bis zur Moräne des Angroniette-Gletschers.

Höchste Vorsicht auf dem Schweizer Teilstück! Möglichst schnell und leise: Informationen der Bevölkerung von verschiedener Seite einziehen und vergleichen!

Beim ersten Morgenlicht ganz auf der linken Seite ins Tal einsteigen, das zum Col Fourchon führt.

Auf der italienischen Seite über den Col de St-Rhémy bis zur Alpe du Sez. Auf jeder Alp für ca.50 Lire Übernachtung möglich.

Weiter bis St-Nicolas, wo man Auskunft bekommt über die Lage im Tal, den Zugang zum Cogne-Tag und zum Partisanen-Posten, wo man sich mit dem Passwort «Vittoria Verona» meldet.

Rita Gentina

Mein Mann ist nach der Rekrutenschule in Italien in die Schweiz gekommen, weil er in Italien keine Arbeit fand. Mit der Zeit haben wir dann die Bäckerei in Muralto aufgemacht, und alle, die etwas brauchten, wussten, wohin sie sich wenden konnten. So haben wir eigentlich unsere Beziehungen zu Italien nie abgebrochen, obwohl er seit 1920 nie mehr nach Italien gehen konnte.

Weil wir gerade gegenüber vom Polizeiposten wohnten, ging man unten ins Haus – es gab verschiedene Eingänge – und bei den vielen Leuten, die kamen, haben wir dann zwei Zimmer gemietet, genau gegenüber auf der anderen Seite der Bahnlinie. Von unserem Haus aus sahen wir natürlich den Ghiridone – auch wenn wir da nie hinaufsteigen konnten, denn auf der anderen Seite ist ja Italien.

Die meisten sind die bei uns durchgegangen sind, gingen in Camedo über die Grenze. Manchmal habe ich sie begleitet, manchmal mein Mann mit dem Auto – das ist das Auto, mit dem er sie hinaufgebracht hat... Und der Bahnhofvorstand von Camedo – es waren zwei – haben uns viel geholfen. Vom Bahnhof konnte man direkt in die Wohnung kommen. Ich bin nach einiger Zeit gegangen, und er hat die Leute dann bei Nacht hinausbegleitet.

Unglücklicherweise sind bei der Überschwemmung alle Dokumente von den Leuten, die bei uns durchgegangen sind, verlorengegangen – nur Weniges ist übrig geblieben; alles ist in schlechtem Zustand und dreckig.

Das ist der einzige Ausweis, den wir hatten: die Toleranzbewilligung. Denn ohne Pass, ohne Aufenthaltsbewilligung, gab uns die Fremdenpolizei nur die Toleranzbewilligung für drei oder sechs Monate, und die Erneuerung war jedes Mal eine endlose Angelegenheit.

Dann gab es auch Genossen, die sich erwischen ließen; die sind natürlich zur Polizei gebracht worden, mussten ins Gefängnis. Das ist eine Strafverfügung für ein paar Genossen, die über die Grenze wollten und dringend nötige Medikamente für die Partisanen bei sich hatten. Unter ihnen war der Vaia – wir wussten damals nicht wie er hiess; wir nannten ihn den Chinesen. Er ist während eines Monats hier blockiert gewesen, bis er über die Grenze gehen konnte.

Alessandro Vaia

Unter den vielen Erlebnissen in meinem Leben nimmt, was ich erzählen will, einen besondere Platz ein, und beim Erzählen kommt es mir manchmal vor wie ein Traum.¹²

Es handelt sich nicht um außergewöhnliche Aktionen oder Taten, zu denen es eines besonderen Muts bedurft hätte – nein: es ist eine ganz einfache Geschichte, die man auch in ein paar Worte fassen könnte: von Frankreich im obern Savoyen über die Grenze in die Schweiz; von der Schweiz über die Tessiner Grenze nach Italien. Das ist alles. Aber für diese Reise brauchte ich mehr als zwei Monate!

¹² *kursiv*: Aus der Autobiographie von Alessandro Vaia: Da galeotto a generale (Vom Häftling zum General), Milano 1977, p. 179 ss., gesprochen von Nando Sciarone.
Normaler Text: Originalton im Film.

Es war im Dezember 1945. Zusammen mit dem Genossen Cesare Marcucci nahm ich den Zug nach Annemasse, einem Städtchen an der französischen Grenze zu Genf. Die Züge in der Grenzregion waren von der SS streng überwacht, und Annemasse ganz besonders, denn in den nahen Bergen operierten starke Partisanenkräfte.

«Dies ist die Bar, und hier waren wir mit einem französischen Genossen vereinbart, mit einem Erkennungszeichen und einem Paßwort. Der Genosse sagte uns, daß wir ruhig hier warten sollten, und so haben wir gewartet. Die Zeit verging, eine Stunde, zwei Stunden; hier gingen SS-Polizisten auf und ab, und langsam wurden wir unruhig, denn wir waren uns von Italien her an strengste Sicherheitsvorkehrungen gewohnt.»

Als uns dann die Verbindungsleute holen kamen, brachten sie uns auf den Dachboden eines Hauses, wo ein von der Polizei streng überwachter Genosse wohnte. Sie sagten uns das, als ob es die größte Selbstverständlichkeit wäre.

Sie erklärten uns, wie unser Grenzübertritt vonstatten gehen sollte, und als es dunkel wurde, brachten sie uns zum Bahnhof, jenseits der Geleise, wo wir uns in einer Senke in den Feldern versteckten, und wir warteten auf die Abfahrt des Postzugs, der uns von Annemasse nach Genf bringen sollte.

«Als sich die Lokomotive in Bewegung setzte und einige Stöße Dampf abgegeben hatte, sprangen wir aus unserem Versteck hervor und rannten über die Geleise zur Lokomotive – aber genau in dem Moment flammten helle Lichter auf, und wir erschrakten: wir meinten, jetzt entdeckt worden zu sein.»

Bei solchem Licht gibt es kein Entrinnen! Wir springen trotzdem aus unserem Loch heraus, wie aus einem Schützengraben, wenn man genau weiß, daß der Feind mit dem Maschinengewehr auf einen wartet. Wir rennen gebeugt, nur eine kleine Tasche unterm Arm, unserem ganzen Gepäck; wir nähern uns der Lokomotive, und schon ziehen uns zwei starke Arme hoch und werfen uns auf den Kohlehaufen. Wir werden mit Kohle zugedeckt und los geht die Fahrt.

An der Grenze Durchsuchung durch die Deutschen und die Schweizer Grenzpolizei. Unter der Kohle suchen sie nicht. Ein Pfiff, und es geht weiter. Und als wir unter der Kohle hervorkriechen, lachen uns die Eisenbahner an: es freut sie, die Boches¹³ wieder einmal reingelegt zu haben. Und dafür haben sie ihr Leben riskiert. Das sind Männer, die etwas taugen und nicht nur den Helden spielen wollen.

«Jenseits dieser Brücke hießen uns die Eisenbahner aussteigen. Es gab dort eine Rampe und wir rollten uns ab und liefen, wie sie uns gesagt hatten, zum Bahn-

13 verächtlich für: Deutsche.

wärterhaus. Wir kamen zu diesem Häuschen und trafen dort ein Mädchen an, die Tochter jenes Bahnwärters, der alle Leute in Empfang nahm, die wie wir von Frankreich in die Schweiz flüchteten.

Sie schaute uns mit verdutztem Gesicht an und fragte uns, wie wir denn hierhergekommen seien. Denn normalerweise war diese Brücke von Grenzwächtern bewacht und – zu unserem großen Glück – war diesmal zufällig niemand da.

Das Mädchen ging den Vater benachrichtigen, der im andern Bahnwärterhaus war, zu dem wir hätten gehen sollen. Und bereitete uns inzwischen etwas Milch. Wir hatten während Jahren keine Milch getrunken, und diese Milch kam uns damals ganz außergewöhnlich vor, ich werde das nie vergessen können.»

Dank diesem Bahnwärter sind wir sicher nach Genf gelangt. Wir waren Gast in einem Haus, das uns, die wir an Baracken und Zellen gewöhnt waren, prächtig vorkam. Und ich schlief einen tiefen Schlaf, ohne Angst vor Bombardements oder Polizeirazzien.

«Von Genf aus, wo wir bei einem jungen Intellektuellen gewohnt hatten – er hatte jedenfalls viele Bücher im Haus, nahmen wir ganz einfach den Zug und fuhren nach Locarno.»

In Locarno wurden wir erst in einer Pension untergebracht, um auf die Ausweise zu warten. Das Warten zog sich länger hin, als nach der pessimistischsten Prognose zu erwarten war. Es vergingen Tage und Wochen, und meine Proteste fruchteten nichts. Ich verbrachte die Zeit mit Lesen, ging nur abends aus, und hütete mich vor der Polizei.

Aber auch hier hatte ich Freunde. Ich lernte einen alten Genossen kennen, ein Emigrant seit den ersten Jahren des Faschismus: Gentina, sympathisch, großzügig, es kannte ihn jedermann.¹⁴ Und in Locarno wohnte auch eine der vielen Patinnen, die uns im Lager Vernet geholfen hatten: sie hieß Maria Antognini.¹⁵ Ich konnte mich ihr aus konspirativen Gründen nicht nähern, wusste aber, daß sie ihre unermüdliche Hilfstätigkeit für die Genossen in den Konzentrationslagern fortsetzte.

¹⁴ Carlo Gentina, Bärcker in Muralto. Siehe später die Sequenz »Panetteria Gentina, Muralto«

¹⁵ Die Schwester der später im Film auftretenden Gabriella Antognini (»La mamma dei partigiani«).

Nach drei Wochen wurde ich nach Melide gebracht, zum Genossen Bianchi, einem kleinen Händler, der sein felsiges Grundstück am Berghang hinterm Haus in einen Obstgarten verwandeln wollte. Zum Teil war es ihm auch schon gelungen.

«Wir sind hier im Garten des Felice Bianchi; man sieht noch einige der Obstbäumchen, die er gepflanzt hat. Hier bin ich eine ziemlich lange Zeit gewesen: immer ungeduldig, vor mir die Berge, hinter denen Italien liegt – ungeduldig, endlich meinen Kampfposten einnehmen zu können.»

Endlich kamen die Dokumente und es wurde beschlossen, daß ich die Grenze mit zwei Genossen überqueren sollte, zwei Schmugglern und Partisanen, die Medikamente nach Italien brachten.

«Mit Hilfe eines Partisanen, der den Decknamen ›Baffetti¹⁶ trug, haben wir uns sofort auf den Weg Richtung Grenze gemacht. Er war ortskundig, doch als wir zum Grenzübergang kamen, standen da die Grenzposten. Sie haben uns verhaftet, wir sollten eine Buße bezahlen... und vor kurzem ist das Dokument wieder aufgetaucht, die Strafverfügung, aus dem hervorgeht, daß Gentina einen Teil der Bußen bezahlt hat.»

Wir konnten sie nicht überzeugen, uns nach Italien ziehen zu lassen. ›Wir sind Antifaschisten, Partisanen, wir wollen doch nur nach Italien zurückgehen – warum halten Sie uns fest, um uns dann auszuweisen?‹ Es war nichts zu machen: Gesetz ist Gesetz.

Doch nicht allein daß sie uns nur ins Gefängnis geworfen haben – sie wollten auch unbedingt wissen, woher wir gekommen waren und wer uns geholfen hatte. Ja, sie hatten die Stirn, die Medikamente zu beschlagnahmen, die wir bei uns trugen – Medikamente, die für die Partisanen bestimmt waren, die doch auf für ihre Freiheit kämpften.

Nach etwa 14 Tagen im Locarneser Gefängnis, zusammen mit vielen italienischen Schmugglern – es war dies meine erste Begegnung mit dem neuen Italien –, wollten die Schweizer mich allein an die Grenze stellen. Das hätte für mich bedeutet, in die Hände der Faschisten zu fallen. Ich weigerte mich und konnte erreichen, daß ich zusammen mit den Schmugglern gehen konnte, unter denen auch die beiden Begleiter meines ersten Übergangsversuches waren.

Die Grenzwächter brachten uns ins Grenzgebirge und ließen uns erst auf großer Höhe im tiefen Schnee allein weitergehen. Die Schmuggler, alle jung und in den Bergen aufgewachsen, schlugen einen so raschen Schritt an, daß ich nur mit größter Mühe mithalten konnte. Es waren Jahre vergangen, seit ich in den spanischen

16 Schnurrbart

Bergen gekämpft hatte, und die Entbehrungen des Konzentrationslagers hatten mich geschwächt.

Die Genossen drängten mich, schneller zu gehen; denn wir mußten die Schneezone verlassen, bevor es Nacht wurde. Wir gingen über Stunden, bis ich aus der Ferne das Ossolatal erblickte, das erste Stück italienischen Boden, das ich nach zehn Jahren Exil wiedersah.

Es war März 1944.

Silvio Baccalà

Ich arbeitete als Gärtner im Hotel Brenscino, dem Hotel des Schweizerischen Eisenbahner-Verbandes; ich war Bürger von Brissago, Sohn einer zahlreichen Familie, das hat meine Untergrundarbeit sehr erleichtert.

Eines Tages fragte mich die Partei an, ob ich bereit wäre, beim Transport von Material und Partisanen nach Italien mitzuwirken. Mein Arbeitsplatz hier gab mir die Möglichkeit, die Bewegungen der Grenzwächter zu überwachen, um Verhaftungen von Partisanen oder Transporteure zu vermeiden, darum habe ich zugesagt. Und hier kann ich Ihnen nun zeigen, wo ich damals gearbeitet habe.

Dies war die Werkstatt, wo man an Regentagen gearbeitet hat oder am Morgen und Abend, wenn es zu dunkel war, um im Garten zu arbeiten. Da bereitete man die Töpfe vor. Hier gab es einen Tisch längs der Wand; unten war die Erde für die Blumentöpfe und in die Tablare oben wurden die vorbereiteten Pflanzen gestellt, bevor man sie zur weiteren Entwicklung ins Gewächshaus gebracht hat.

Ich arbeitete von 6 Uhr früh bis abends um 18 Uhr für das Hotel, und von 6 Uhr abends bis zum Morgen begann dann meine nächtliche Tätigkeit. Ich genoss die Unterstützung durch den Direktor, der mich, wenn für mich Anrufe kamen, persönlich hier holen kam, damit kein Kollege oder ein Gast etwas merken konnte. Er wusste sicher nicht genau, was ich machte, doch er hatte wohl die Vermutung, dass es etwas nicht nur gegen den Faschismus, sondern auch zur Verteidigung der Schweiz sein musste.

Nun kann ich Euch noch andere Plätze zeigen, wo meine Arbeit sich abgespielt hat.

Hier an dieser Straße kamen die Autos mit Material oder mit Leuten beladen an. Da oben war damals noch ein Saumpfad. Hier lud man das Material aus und brachte es bis zum Wald hinauf und versteckte es unter diesen Felsen. Des

nachts kamen dann die Transporteure, die die Ware oder die Leute mitnahmen, um sie weiter hinauf zu bringen, wo mein Bruder sie erwartete, um von dort oben den Weitertransport an die italienische Grenze zu organisieren.

Die Leute, die ich transportiert habe, waren Partisanen, meistens aber Kommandanten oder Ärzte, Persönlichkeiten, die später in der ersten Nachkriegs-Regierung Italiens waren; Offiziere, die die Operationen auf italienischem Boden leiteten, aber auch Leute, die aus den Konzentrationslagern gekommen sind, die wir hier in der Schweiz hatten, um sich den Truppen anzuschließen, die in Italien kämpften.

Hier sieht man das Centovalli. Von Palagnedra aus stiegen die Transporteure durch dieses Tal herauf, und hier war der Ausstieg durch die verschiedenen Bunsen. Von dieser Seite gibt es einen anderen Saumpfad, der von der Alp Porera her kommt, von den Monti di Ronco; den Felsen entlang hinunter und sich mit anderen vereinigt, um schließlich aus dem Tal hinauszusteigen.

Hier unten war immer ein Grenzwachtposten mit einem kleinen Unterstand für schlechtes Wetter, und dies war der gefährlichste Punkt, da er stets überwacht war, Tag und Nacht. Man musste also den besten Punkt wählen, um die Grenze zu passieren.

Von da her kommt hingegen der Saumpfad von Brissago herauf. Dort ist die Alp Arologia, dort über die Krete ging man durch; und weiter rechts sind noch weitere Wege, die von den verschiedenen Berghängen Brissagos, den Monti di Porta oder den Monti di Piodina heraufkommen.

In der Regel trug man Stoffschuhe, und die hohen Lederschuhe trug man erst weiter oben, für die Felsstrecken. Aber wo immer es ging, trug man Stoffschuhe, um keinen Lärm zu machen. Die Probleme kamen bei denen, die nicht gewohnt waren, Bergschuhe zu tragen, und wenn sie dann in diese Berge kamen, hatten diese armen Leute blutige Füße, denn sie mussten sechs, sieben, acht Stunden marschieren, auf diesen sehr gefährlichen Saumwegen – das tat weh: man sah ihnen die Qualen an ihren Gesichtern an. Und doch hat jeder seinen Kampfposten erreicht.

Hier unten im Tal von Cannobio war die Division Piave. Und meine Anlaufstelle war in Crealla, wo ich die nötigen Kontakte hatte – auf der anderen Seite des Tals.

Alle diese Berge waren von Partisanen besetzt! Schon von Intra hinauf; dann gab es andere Gruppen auf den Bergen weiter hinten, die wir sehen! Gekämpft

haben sie in allen Tälern, aber die Entscheidungsschlacht war in Finero: da haben die Faschisten, die Nazis achthundert oder mehr Leute verloren.

Gabriella Antognini

Nach dem 25. Juli [Sturz Mussolinis] haben wir begonnen, uns ein bisschen zu organisieren für den Fall des Grenzübertritts von Antifaschisten in die Schweiz. Und nach dem 8. September [Besetzung Norditaliens durch die Deutschen] wurden Stafetten organisiert über die Berge, für einige Monate – wir bekamen Nachrichten über diese Stafetten, dann aus der Untergrundpresse. Wir haben vor allem mit dem Ossolatal zusammengearbeitet, weniger mit dem Gebiet von Luino, denn dort war es sehr schwierig, über die Grenze zu kommen, es hatte gefährliche, hohe Berge, daher kamen dort wenige herüber, und es gab im Ossolatal auch mehr Kämpfe. Und bei jeder Razzia der Deutschen, der Faschisten, der «Republikaner», kamen sie über die Grenze, nicht wahr, sie flüchteten sich hierher – aber natürlich nicht, um in einem Lager interniert zu werden, wo sie praktisch Gefangene waren, sondern um nach Ende der Razzia frei zu sein, wieder zurückkehren und kämpfen zu können.

Und so hat man versucht, sie zu beherbergen, den einen hier, den andern dort, um diese Tage zu überstehen, für vielleicht eine Woche der Gefahr; dann sind sie zurückgekehrt. Wir brachten sie hinauf auf die Alp Porera, dort kamen dann die Stafetten an, um sie mitzunehmen und hinüber zu bringen. Und wenn jeweils zu viele da waren und es zu gefährlich war, sie im Haus zu beherbergen – denn die Polizei wusste doch etwas und musste etwas machen, auch wenn sie versuchten, vieles nicht zu sehen –, haben wir die Leute nach Porera gebracht mit etwas Proviant und sie haben dann dort auf die Stafetten gewartet.

Die Behörden hier waren eher geneigt, die Leute, die geflüchtet waren, an die Grenze zu stellen, ohne sich darum zu kümmern, ob das für sie lebensgefährlich ist oder nicht, als sie aufzunehmen und in ein Lager zu bringen. Gewiss, die Lager waren überfüllt, aber es hat immer Platz für einen, der in Lebensgefahr ist! Sie neigten dazu, sie an die Grenze zu stellen, übergaben sie einem Soldaten, natürlich mit Gewehr, und sagten ihm: Bring sie an die Grenze, und wenn sie zu fliehen versuchen, schieß. Das heißt, hätte der Soldat den Befehl wörtlich genommen, hätte er sie auch umlegen können.

Fotoalbum

Das war ein Sizilianer; er hieß Gugliara. Der war es, der mir die ersten kommunistischen Klassiker zu lesen gab. Diese Fotos sind von später. Ich weiß nicht mehr genau, woher ich sie habe. Es sind Fotos, die sie mitgenommen

hatten, und bei mir zurückgelassen haben, als sie Partisanen wurden. Das da muss Cannero sein.

Das ist Egisto. Er kam mit einem kaputten Fuß in die Schweiz. Er hat mit zwei anderen den Gotthard gemacht; der Fuß war immer noch nicht gut. Da ist er auf der Rennbahn. Er war 800-Meter-Meister in Italien.

Das ist ein Typ, von dem ich nie genau wusste, wer er war; ich erinnere mich nicht einmal an seinen Decknamen.

Das ist Chiarotto, der Große da. Er kam mit seinem fünfzehnjährigen Sohn, der hatte auch bei den Partisanen gekämpft. Das Kind kam halb erfroren hierher; der Vater war verletzt und musste auch ins Spital.

Das ist Dario. Er war Student und ist mit anderen Studenten zu den Partisanen gegangen; mit ihnen ist er über die Grenze gekommen und sie haben ihn nach Gordola zu den Minderjährigen gesteckt. Dort hat er Gleichgesinnte gefunden, die haben sich organisiert um wieder nach Italien kämpfen zu gehen. Wir haben sie selbst hingbracht, es kam die Stafette... Und als sie ihn aufgegriffen haben, als er Nachtpatrouille machte – es war Nebel, er konnte die Deutschen nicht sehen –, da haben sie ihn niedergemetzelt; sie haben ihn lebend weggetragen, aber ihn dann niedergemetzelt.

Das hat Dario geschrieben: «La mamma dei partigiani». Das Bild haben wir gemacht, als sie bei mir im Haus waren.

Das ist das Begräbnis, das man nachher in Monza machte.

Und diese sieben sind sofort aufgebrochen um die zwei zu suchen; aber sie wurden auch erwischt und alle niedergemetzelt: ich weiß nicht wieviele Schüsse sie abbekamen. Von diesen kannte ich einen, der hieß Vola: er sagte mir noch auf der Treppe: weine nicht Gabi, wir gehören zu jenen, die zurückkommen. Aber sie kamen nie mehr zurück.

Das hier war das Begräbnis des jüdischen Partisanen der erschossen wurde, als er schon auf Schweizer Gebiet war.¹⁷ Dies waren alles Locarneser Antifaschisten, die am Begräbnis dabei waren.

Das ist das Defilé in Milano, gleich nach dem Krieg.

Und das ist Romano Cianfanelli. Wir stehen hier auf der Straße, vor dem Haus.

Ich wohnte in der Via Gallinazza in einem alten Haus; ich hatte zwei Zimmer, aber wir mussten, um Heizung zu sparen, in einem Zimmer wohnen und

¹⁷ Renzo Cohen, getötet im Gefecht bei den Bagni di Craveggia.

essen. Aber von einer gewissen Zeit an musste ich sie auf den Dachboden bringen, weil die Polizei ab und zu Kontrollen machte. Sie kamen dann nur zum Essen hinunter oder ich brachte es ihnen hinauf, doch das war gewiss kein schönes Leben, weder für sie noch für mich.

(Titel: 1945 zusammen mit ihrer Schwester Maria verhaftet beim Grenzübertritt mit Interniertenpost)

Wir konnten es nicht abstreiten, denn wir trugen ja die Korrespondenz aus Milano mit uns – und auf dem Protokoll stand: Maria Antognini: 2 Tage Arrest wegen illegalen Grenzübertritts; Gabi Antognini: eine Woche oder fünf Tage (ich weiß es nicht mehr genau, es wird aber im Protokoll stehen) wegen Hilfe an die Internierten.

Da habe ich einen Höllenkrach geschlagen. Im Hof des Polizeipostens waren viele Schmuggler, die kamen fragen, warum ich immer noch da sei und meine Schwester nicht mehr... Ich sagte: Ja, wegen Hilfe an die Internierten – den einen gibt man einen Orden, den anderen Gefängnis! Da liefen alle zusammen und fragten warum und wieso, und schließlich kam ein Höherer, ein Militär, ich glaube er hieß Casella, Hauptmann oder Oberst, mit so 'ner Pauke, und sagte mir: Was meinen Sie denn, dass Sie das alles organisieren können, machen können, was Sie wollen? Wissen Sie nicht, was wir Schweizer alles für die Internierten getan haben?

Ich antwortete: Das weiß ich wohl, aber wir haben nicht genug getan, denn wir haben keinen Krieg bei uns gehabt, und das ist nicht unser Verdienst, sondern ein Glück, und wir müssen das in gewisser Hinsicht abverdienen.

Aber nun möchte ich Sie etwas fragen: Wie kommt es, dass ein Herr Canevascini eine Goldmedaille bekommt für seine Hilfe für die Flüchtlinge, aber die arme Gabi Antognini für ihre Hilfe an die Flüchtlinge das da – fünf Tage Gefängnis? Wie erklären Sie das?

Da hat er sich seinem Schreiber zugewandt und sagte: Lass' sie heute um zwei nach Hause. Er hat keine Antwort gewusst auf die Frage – es gab keine Antwort, ohne dass sie sich entblößt hätten.

Funde

Nach einem Jahr Recherchen lernte ich eine Frau kennen, eines der elf Kinder jener Familie im Erismannhof, von der ich ausgegangen war.

...ich weiß auch nicht, wie meine Eltern... da ist einfach jemand fragen gekommen, könnten Sie nicht einen nehmen, wir bringen den nirgends

unter...

Wahrscheinlich ist das nicht aufgefallen, weil wir einfach einen riesigen Besuch hatten, schon von den Verwandten selber, nicht wahr, und man gedacht hat: ja, die im Erismannhof... Früher, sicher, hat man gesagt: die in der Wanzenburg... und so.

Im Mädchenzimmer sind drei Betten gewesen – und zwischendurch immer ein Nachttischchen, und da war noch ein Bett und ein Kasten; jeden hat so ein Abteil gehabt, dass man ein wenig für sich selber war; aber eben das ist mir etwas auf die Nerven gegangen, weil man es da so eng hatte. Und im Bubenzimmer sind drei Betten gewesen, zwei an jeder Wand, und vorne war noch ein Bett beim Fenster, und da war noch ein Kasten.

Gewisse Leute haben sich gescheut, einen aufzunehmen; gewöhnlich waren es schon die, die am ärmsten waren und am wenigsten gehabt haben. Da hat einfach ein jeder ein bisschen weniger bekommen. Ich kann mich nicht erinnern, dass ich als Kind je eine ganze Cervelat gegessen habe. Meine Mutter konnte gut kochen, und wir konnten auch leben damals.

Wir wohnten auch noch gegenüber dieser Casa (d'Italia); wenn Mussolini in die Schweiz käme, wären wir die ersten, die ans Eisen kämen, sagten sie uns manchmal. Man hat sie oft gesehen, wie sie da mit Uniformen aufmarschiert sind und ihre Anlässe abgehalten haben. Die hatten natürlich eine große Wut auf uns.

Und ich fand einen unentwickelten Film unter dem Kleinkram, der bei einem Umzug aufzuräumen war.

Darauf war ein Bild, das ich mit siebzehn Jahren von meinem Bruder gemacht hatte. Wir hatten bei meinen Großeltern in den Ferien im Garten Grenzwächter gespielt. Das Haus am Untersee war unser Ferienparadies seit frühesten Kindheit. Den Bunker, der unter der großen Weide stand, ließ mein Großvater nach dem Krieg, schleifen. Aber lang noch schreckte es uns Kinder, wenn plötzlich unter den Bäumen ein Grenzwächter in grüner Uniform stand, der mit seinem Feldstecher den See, die Grenze zu Deutschland beobachtete und dann durch ein Türchen in der Hecke zum Nachbargarten weiterging.

Wir hatten Grenzwächter gespielt, und ich weiß noch genau, in welchem Sinn: es ging gegen Eindringlinge, die es abzuwehren galt. Das Spiel, mit dem Ruderboot einen Verfolgten herüberzuholen, zu verstecken, zu retten, wäre uns nicht in den Sinn gekommen.

Es war der selbe See, über den unter Lebensgefahr Leute wie der Kunstmaler Otto Marquardt aus Allensbach oder Hans Wehrli aus Schaffhausen Flüchtlinge und Material hin und her gerudert hatten.

Und niemand hat uns damals und auch später nicht erzählt, dass am anderen Ufer im badischen Wangen wenige Jahre zuvor noch eine Synagoge stand, 1938 wurde sie von der SS niedergebrannt. Man muss das Feuer hier gesehen haben. Am 22. Oktober 1940 holte die letzten sieben Juden ein Transport nach Gurs – Zwischenstation auf dem Weg nach Auschwitz. Der einzige Überlebende befand sich im Schweizer Exil.

[Text auf dem Grabstein wird gelesen]

«Hier ruht der letzte Jude des Dorfes.
Bald wird Gebüsch den Stein bedecken.
Doch wird sein Grab nicht vergessen werden.
Denn mehr als er liegt hier begraben.»

Abspann

Titel:

Ich habe viel Glück gehabt. Deshalb
bin ich noch da.
Aber in die Zukunft schauend, erkenne ich schaudernd
wie viel Glück ich noch brauche.

Bertolt Brecht

[folgt: Abspann-Titelei]